

Die  
Zigenerhütte am Bohrersee

oder

Die zwei Freunde.

---

Eine Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges.

---

Für die reifere Jugend geschrieben

von

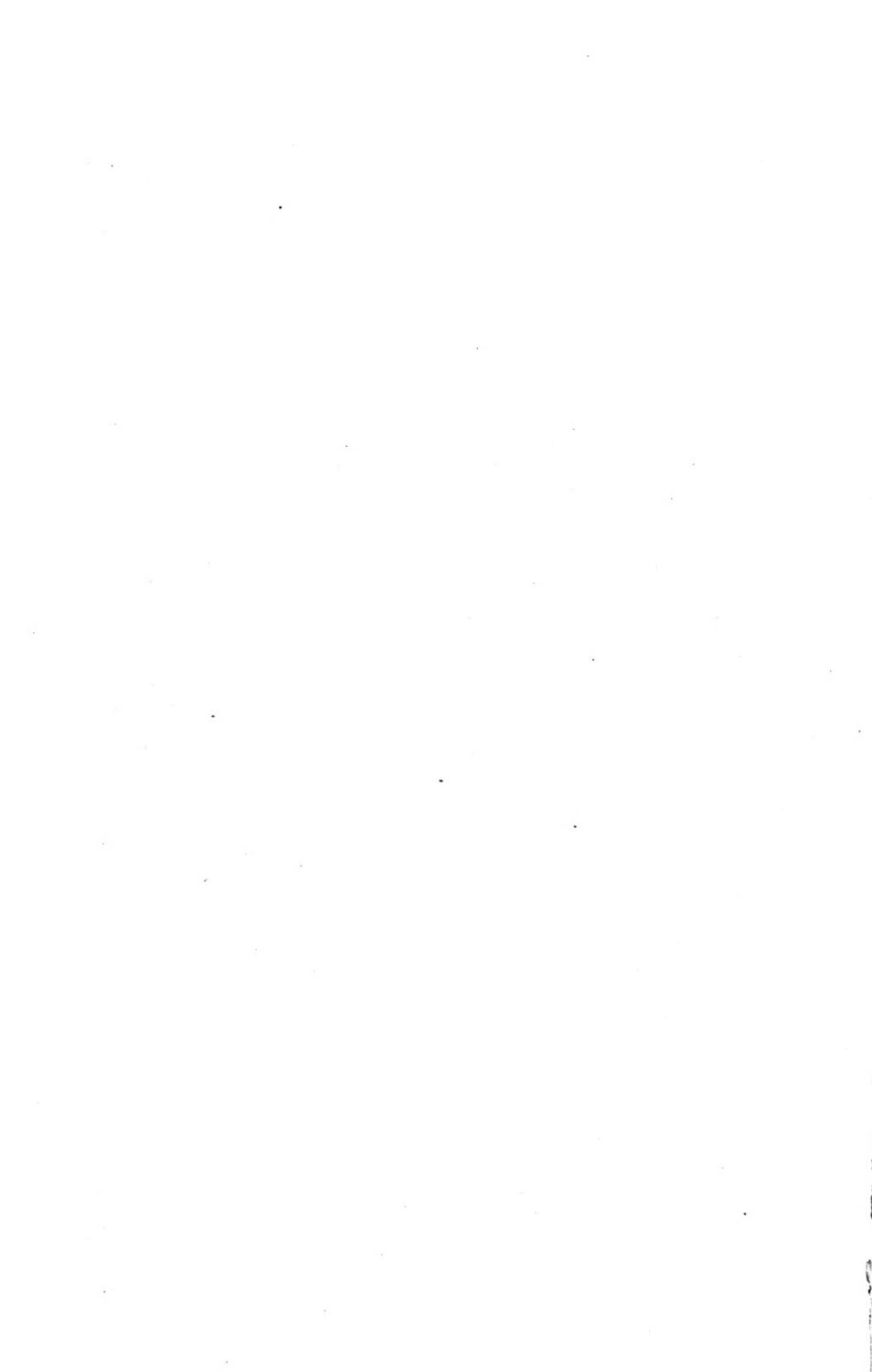
P. Kaspar Kuhn,

Benediktiner in Ottobeuren.

---

Augsburg, 1878.

Verlag der Kranzfelder'schen Buchhandlung.



Die  
**Zigeunerhütte am Rohrsee**

oder

**Die zwei Freunde.**

---

Eine Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges.

---

Für die reifere Jugend geschrieben

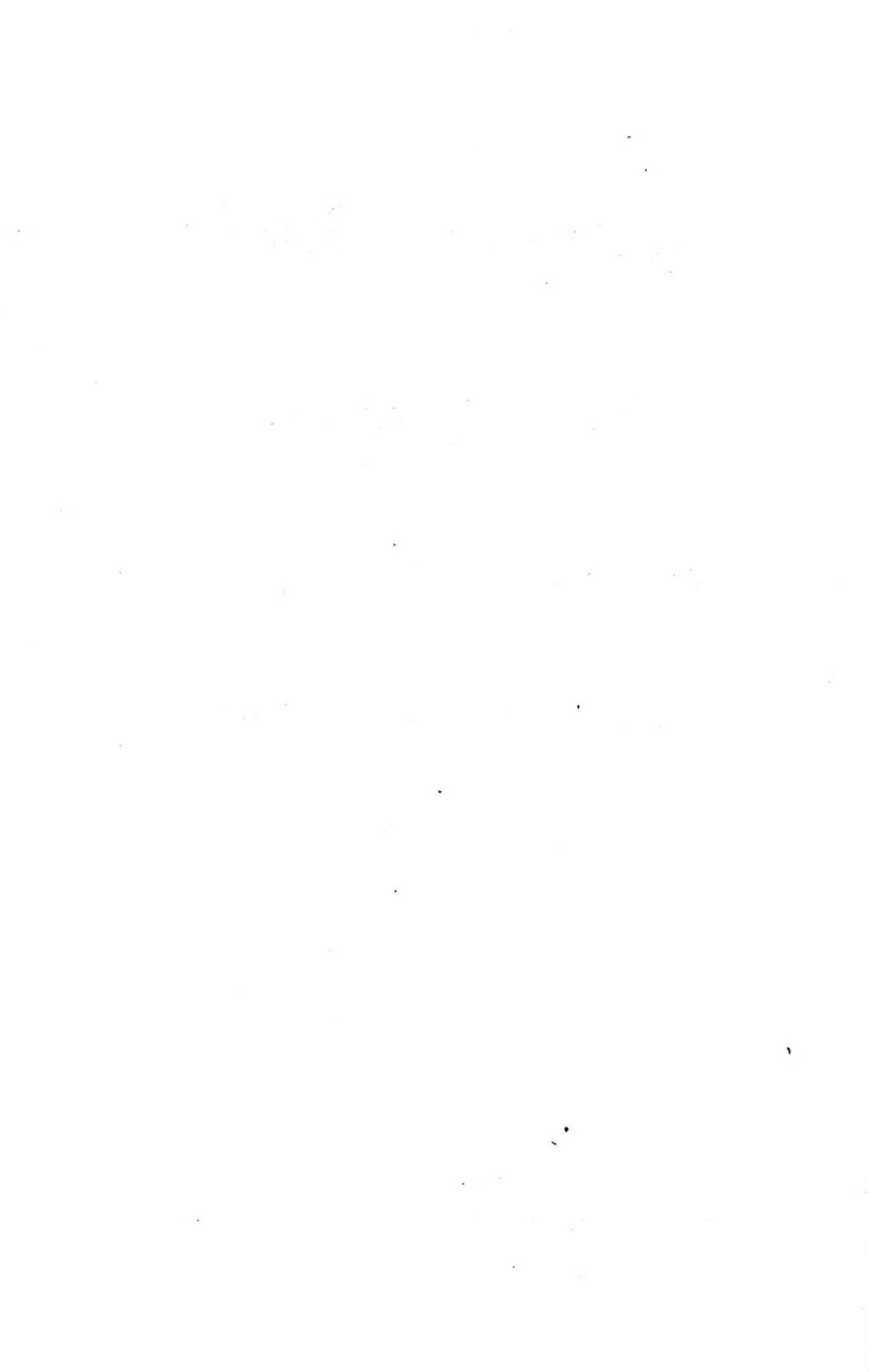
von

**P. Kaspar Kuhn,**  
Benediktiner in Ottobeuren.

---

Augsburg, 1878.

Verlag der Krauzfelder'schen Buchhandlung.



Seinem Freunde,

dem

**Herrn Konrad Lerner,**

**Schultheiß in Siegelbach,**

in Liebe gewidmet

vom

**Verfasser.**



## 1. Eine Rittersfamilie.



er im südlichen Württemberg von Tettmang aus in nordöstlicher Richtung fortwandert, trifft 6 Stunden lang keine andere Bodenformation als nur Hügelland, was trotz der an manchen Punkten gestatteten Aussicht auf die im Süden emporsteigende Alpenkette für das Auge nicht anders, als recht ermüdend sein kann. Wenn er dann aber die Anhöhe erstiegen hat, auf welcher die weithinblickende Kirche Einthürnen mit ihrem hochragenden Thurme steht; so liegt plötzlich vor ihm ein großes und ebenes, von sanften Höhenzügen umschlossenes Thal, auf welchem der durch das wellenförmige und hügelreiche Land ermüdete Blick mit Behagen nun endlich ausruhen kann. Von diesem etwa 2300 Pariser Fuß sich über die Meeresfläche erhebenden Berge aus, über welchen die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau sich hinzieht, wird der Kenner gewiß keinen Anstand nehmen, dieses vor ihm liegende Thal als das Becken eines ehemaligen Sees anzuerkennen, zumal, da noch einige Ueberreste desselben vorhanden sind: im südlichen und höheren Theile des Thales, wo noch einige Unebenheiten des Bodens sich finden, der 59 Hectar große Rohrsee; im nördlichen, ganz ebenen Theile das fast zwei Stunden lange „Wurzacher Ried.“ An die das Thal begrenzenden Hügelreihen angelehnt liegen etwa 8 Ortschaften, während in der Mitte nur einzelne Bauern-

Es ragt die Finne hoch nach oben —  
Des Ritters Banner weht im Wind,  
Doch sinkt es bald in Aufruhrstoben:  
Der Geist der Zeit, er fährt geschwind!

höfe sind, die aber zur Zeit unserer Handlung noch nicht da waren, weil diese Ebene damals entweder mit Wald bedeckt, oder eine Heide war, welcher letztern Namen sie auch heute noch führt.

Auf einer Berges-Ecke, welche die östliche, plötzlich nach Osten sich wendende Hügelreihe bildet, lag zu jener Zeit die Krattenburg, welche stolz und romantisch auf das Thal herabschaute und durch einen düstern Fichtenwald, der ihren Hintergrund bildete, ganz malerisch hervorgehoben wurde. An einen regelmäßigen Bau war, wie bei den meisten Burgen der damaligen Zeit, nicht zu denken, eben so wenig an guten Geschmack und Bequemlichkeit. Die fast klasterdicken Mauern mit den schmalen gothischen Fenstern sorgten nicht sowohl für Licht, als für Sicherheit. Zu letzterem Zwecke dienten auch die tiefen Gräben im Süden und Osten der Burg, während auf den beiden anderen Seiten die Natur selbst durch den steilen Abhang einen plötzlichen Ueberfall sehr schwer machte. In der äußersten Ecke wurde die Burg von einem noch festeren Wartthurme überragt, der die Stürme von Jahrhunderten schon hatte vorüberbrausen lassen, ja vielleicht noch den Römern seinen Ursprung verdankte.

In dieser Burg herrschte nach Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Ritter Braunhold mit seiner Gemahlin Adalgundis, die er nach einem Turniere zu Ulm als Braut heimgeführt hatte. Nur ein einziges Kind war die Frucht dieser Ehe, eine lieblich blühende Tochter, Namens Emma, welche beim Beginn unserer Erzählung etwa 9 Jahre oder etwas darüber alt sein mochte.

Der tapfere und kampflustige Ritter war oft lange Zeit nicht zu Hause; treu und kräftig stand er dem deutschen Kaiser Maximilian I., so wie später dessen Nachfolger Karl V. mit Rath und Schwert helfend zur Seite. So blieb denn die Erziehung der Tochter der Mutter fast allein überlassen; aber sie war auch die geeignete Frau dazu. Von dem alten

und edeln Geschlechte der Bodmann abstammend, war sie in all Dem, was damals einer Rittersfrau zu wissen nothwendig war, oder zur Zierde gereichte, gut unterrichtet, besonders im Gesange und im Lautenspiele, und konnte somit auch ihrer Emma eine standesgemäße Erziehung geben. Sie gab ihr aber nicht eine Erziehung, die bloß in nützlichen Kenntnissen, artigem Benehmen und feinen Redensarten allein bestand, sondern auf acht christlichen Grundsätzen beruhte. Da zur Zeit kein Burgkaplan da war, so unterwies sie die für alles Gute sehr empfängliche Tochter selbst in der Religion und nahm sie oft mit in die Kirche nach Ziegelbach, das, nur eine Viertelstunde entfernt, unten in der Ebene liegt. Dort im ehrwürdigen Gotteshause, wo das sehr alte und schöngezeichnete Bild der Himmelskönigin damals von vielen frommen Pilgern besucht wurde, empfahl sie ihr liebes Kind dem Schutze Gottes und der Mutter der Barmherzigkeit und gab dabei dem Volke und ihren Unterthanen durch ihre Andacht das schönste Beispiel. Wenn Mutter und Tochter dann so recht innig gebetet hatten, kehrten sie trosterfüllt und geistig gestärkt nach ihrer Burg zurück, so daß selbst die Beschwerden, welche das Besteigen des Berges für sie hatte, von ihnen nur wenig gefühlt wurden. Oftmals nahm sie ihre Tochter auch mit sich in die Wohnungen des Elendes, nahm sie mit zu Kranken und Nothleidenden, denen sie Hilfe und Linderung brachte und Unterstützung reichte.

Zu Zeiten, da der Ritter zu Hause war, ging es oft laut und lebhaft zu in der Burg. Braumhold war ein Freund des Vergnügens und der Gesellschaft, der Spiele und des Gesanges; und so gab es häufig Besuche von benachbarten Rittern und adeligen Herren, von Freunden und Waffengefährten und Minnesängern. Laut wiederhallten dann die alten und sonst so stillen Gemächer von Gesang und Becherklang. Adalgunde jedoch hatte daran wenig Freude; am liebsten war es dieser sanften und zartbesaiteten Frau, wenn

sie und Emma mit ihrem Gemahl allein sein konnte, und er in seiner heiteren Weise von seinen Erlebnissen, oder von schönen Gegenden und Städten, die er gesehen, und edeln Familien, die er kennen gelernt, ihnen erzählte. Was hatte er da alles zu erzählen, als er später einmal, nämlich im Jahre 1519, von der Krönung Kaiser Karl's V. von Aachen zurückkam! von der glänzenden Versammlung aller deutschen Fürsten und des ganzen Adels, von den prunkvollen Gesandtschaften der fremden Höfe, von der nie gesehenen Pracht und der erhebenden Feierlichkeit bei der Krönung selbst! Mit Begeisterung rühmte er, daß Deutschland jetzt unter einem Kaiser stehe, in dessen Reich die Sonne nie untergehe. Denn Karl V. herrschte ja nicht nur über Deutschland, Burgund, die Niederlande, Mailand, Neapel und Spanien, sondern auch über all die unermesslichen Länder, welche von den Spaniern in Süd- und Nord-Amerika erobert worden waren. Doch seine Regierung war nicht glücklich. Denn schon in den nächsten Jahren sollten wilde Revolutionen und unheilbare Spaltungen Deutschland verheeren und für immer zerreißen.

## 2. Am Fuße des Berges.

Auf hohem Firs, vom Sturm umbrauset,  
Da wohnt der Storch in stolzer Sicherheit;  
Doch auch ein armer Sperling hauset  
In seines Nestes Wand mit Freudigkeit.



och oben am Burgberg, da wo er plötzlich ganz steil sich zu erheben beginnt, sprudelt aus Nagelfluhgestein eine Quelle des köstlichsten Trinkwassers, das schon frühe als Heilquelle erkannt und verwerthet wurde und damals schon einer nahegelegenen Mühle als Triebkraft dienen mußte. Nahe bei der Quelle, am Fuße der steilen, mit Buschwerk bewachsenen Bergwand, lag aber auch eine ärmliche Söldnerwohnung. Der Besitzer war ein Waffensmann, ein Keisiger des Ritters Braunhold, und war oft mit ihm im Felde, in Fehden und Gefahren, und mußte fern sein von seiner kranken Gattin, fern auch von einem anderen Wesen, das ihm theuer war, ja ihm noch mehr am Herzen lag. Er hatte einen lieben Sohn, einen muntern, reich begabten Knaben. Wie mußte es den Vater Arnold schmerzen, wenn er oft lange Zeit seinen lebhaften Konrad nicht beaufsichtigen, nicht heranbilden konnte, ihn sich selbst überlassen mußte! Denn was konnte von der kranken Mutter verlangt werden? Doch der musterhafte und strebsame Knabe war sich selbst der beste Hüter und wußte sich selbst einigermaßen heranzubilden. Die Sorge für seine kranke Mutter, der Dienst am Altare in Ziegelbach als Ministrant, das Hüten seiner Kühe auf hochgelegener Bergeshalbe ließen immerhin ihm noch Zeit, verschiedene nützliche Dinge zu lernen und besonders sich recht innig mit der schönen Natur zu befreunden.

Oft zog es ihn hinauf zur Burg, die er schon von Kindheit an vor Augen gehabt hatte und die er stets mit Ehrfurcht und Begeisterung betrachtete; sie galt ihm, der nie etwas Anderes gesehen, als das Höchste und Interessanteste unter der Sonne. Oftmals schlich er um die Mauern, stieg auf den Wällen herum, taumelte sich mit anderen Knaben in den Laufgräben und guckte auch manchemal schüchtern durch das Thor in den Schloßhof; und wie gern wäre er hineingegangen und hinaufgestiegen auf den Wartthurm! und wie gern hätte er in der Nähe des tapfern Ritters und der sanften Burgfrau weilen, wie gern mit der lieblichen und herzenguten Emma reden mögen! Aber wie sollte ein armer Knabe an so was denken dürfen? Und doch sollte es noch geschehen! Sein Vater, der oft in die Burg kam, hätte den Jungen, von dem er oft darum gebeten wurde, wohl einmal mitnehmen können; aber er wollte seiner Herrschaft weder lästig sein, noch für weitere Begünstigungen sich verpflichten lassen, da seine kranke Frau ohnehin schon von Adelgundis viele Unterstützung erhielt.

Es war an einem schönen Sommerabende des Jahres 1512, am Feste des Kirchenpatrons Kilian, als Konrad am Berge seine Kühe hütete und oft wieder sehnsüchtig zur erhabenen Burg emporschaute; da er einige Schritte von sich auf dem Fußwege, der über sein Feld führte, Etwas, von der schon tief stehenden Sonne beschienen, lebhaft glänzen sah. Er glaubte anfangs, es könnte eine Glascherbe sein, ging aber dann doch hinzu und sah zu seiner großen Ueberraschung, daß es ein goldener Fingerring sei. Wer anders sollte ihn wohl verloren haben, als die gnädige Frau, welche erst vor ein paar Stunden, mit Emma von der Kirche zurückkehrend, hier vorübergegangen war? Er verwahrte den schönen Ring sorgfältig, trieb bald ein und zeigte, der Vater war nicht zu Hause, ihn seiner Mutter. Diese erlaubte ihm dann, den Ring sogleich in die Burg zu tragen, wo man ihn wahrscheinlich schon lange vermissen werde.

Niemand war froher, als Konrad, daß er nun Gelegenheit erhielt, einmal in's Schloß zu kommen. Sein Feiertagsgewand hatte er ohnehin noch an, und so ging er sogleich, um der Burgfrau den verlorenen Ring zu bringen. Schon als er beim Thore hineinging, nahm er, obſchon er Niemand im Hofe ſah, vor Reſpect ſeine Mütze ab. Als er dann die Stiege hinauf ſtieg, klopfte ihm doch vor Bangigkeit das Herz, aber auch vor Erwartung. Oben angekommen, ſah er verſchiedene Thüren, aber welche war wohl die rechte, die in's Wohnzimmer der Rittersfamilie führte? Da er wußte, daß es zum Anſtand gehöre, an der Thüre anzuklopfen, ſo entſchloß er ſich, gleich bei der nächſten Thüre dieß zu thun. Er klopfte alſo an einer Thüre, allerdings nicht ſo ſtark, als ſein Herz, aber es erfolgte keine Antwort. Nun ging er an die nächſte Thüre, in der Hoffnung, daß dieß die rechte ſein könnte, und doch dem Ruſe: „Herein!“ bange entgegenſehend. Auch da rührte ſich Nichts. Nun verfügte er ſich zur dritten Thüre und machte das nämliche Experiment, aber mit eben ſo wenig Erfolg. Als er an der vierten ſein Glück verſuchen wollte, ließ er, o Unglück! den Ring fallen, welchen er in der linken Hand trug. Jetzt galt es, dieſen in dem finſteren Gange wieder zu finden! Er kniete ſich alſo auf den Boden und ſuchte erſchrocken und unter Augſtſchweiß den verlorenen Ring und konnte ihn nicht finden. Unterdeſſen öffnete ſich die Thüre, an welcher Konrad ſo eben hatte anklopfen wollen, und Ritter Braunhold, der ihn wahrſcheinlich gehört hatte, trat heraus, traf ihn in dieſer Stellung und ſprach in barſchem Tone zu ihm: „Burſche, was machſt du denn da?“

„Ich ſuche Etwas, gnädiger Herr! verzeihet mir!“ war des erſchrockenen Knaben kaum vernehmbare Antwort.

„Wie kamſt du denn herein? was willſt du in der Burg?“

„O ich wollte . . . ſeid mir nicht böſe! . . . ich wollte der gnädigen Frau . . .“

Dazwiſchen kam auch Udelgunde mit Emma heraus,

welche ihn gleich erkannte und liebevoll zu ihm sagte: „Ja, mein guter Konrad! was führt Dich denn zu uns herauf? was ist Dein Wunsch? Es ist“, sagte sie zu Braunhold, „der Knabe des treuen Arnold und der kranken Frau.“

Konrad, der in Gegenwart der sanften Adelgunde, die schon öfters seine Mutter besucht hatte, wieder Muth bekam, sprach: „Ich habe vor einer Stunde drunten auf dem Fußwege einen goldenen Ring gefunden und wollte Euch denselben bringen, habe ihn aber gerade auf den Boden fallen lassen.“ „Ja wirklich“, rief Adelgundis, „mir fehlt mein Brautring!“ Alle richteten nun ihren Blick auf den Boden, bald aber rief Emma freudig aus: „Da liegt er ja!“ hob ihn auf und gab ihn der Mutter.

Konrad wurde nun in das Wohnzimmer geführt, wo der Ritter und die Burgfrau recht freundlich mit ihm sprachen, seine Redlichkeit lobten und ihm ein kleines Geschenk gaben, was ihn so ermutigte, daß er den Wunsch auszusprechen wagte, einmal die Waffenhalle ansehen und den Wartthurm besteigen zu dürfen. Da die Sonne schon untergegangen war, und es in der Burg düster zu werden anfing, wurde ihm erlaubt, morgen um 10 Uhr wieder kommen zu dürfen, da könne er dann Alles sehen. Ganz selig ging er nun heim und erzählte der Mutter sowohl von der Verlegenheit, in die er gekommen, als auch von dem großen Glücke, das ihm schließlich widerfahren war.

Die kurze Sommernacht war für Konrad viel zu lang, und auch der Morgen ging an ihm mit bleischweren Füßen vorüber. Die große Glocke von Ziegelbach, welche mehr als vierthalfhundert Jahre lang den Sterblichen die Zeit ankündigt und die Gläubigen zur Andacht gerufen, hat gewiß nie einem menschlichen Ohr freudiger geklungen, als heute, da sie 10 Uhr schlug. Konrad, der schon eine Viertelstunde vor dem Burgthore stand, eilte, bevor der letzte Schlag verklungen, hinein und viel freudiger, als gestern, die Wendel-

treppe hinauf und kam auch in Betreff der Thüren nicht mehr in Verlegenheit. Er trat also ein und wurde von Adelgunde und Emma gar herzlich empfangen; der Ritter war nicht zu Hause, er war auf der Jagd. Emma wurde nun beauftragt, ihm Alles zu zeigen und zu erklären. Was es da nun Alles zu schauen gab für den wißbegierigen Knaben, der noch nie so etwas gesehen hatte! Der Waffensaal mit den mannigfaltigen Geschossen der früheren Zeiten, mit all den verschiedenen Schieß- und Stichwaffen! Der Rittersaal mit seiner himmellblauen, von goldenen Sternchen verzierten Decke! Die vielen schönen Wappen in ihm und die lange Reihe der Ahnenbilder, welche mit trotziger Miene auf ihn herniederblickten, so daß er sich fast hätte fürchten können! Wie viel gab es da zu fragen! Die Lebensgeschichte eines jeden dieser Ritter hätte er wissen mögen; und der freundlichen Emma machte es Freude, ihm von den berühmtesten etwas berichten zu können; denn obschon sie 2 Jahre jünger, erst 12 Jahre alt war, hatte sie von dem, was ihr Vater von diesen seinen Vorfahren erzählte, sich Vieles gemerkt. „Schau!“ sagte sie, „dieser ist Ritter Windhold vom Hasenthurm, der schon im Jahre 727 in der großen Schlacht am Feilenferst gefallen; er war der Bruder Einer v. Krattenburg. Dieser da, Ritter Gebrich, soll unter Kaiser Friedrich Rothbart den Kreuzzug nach dem gelobten Lande mitgemacht und die Reliquie vom heiligen Kreuz, welche in Ziegelbach verehrt wird, mitgebracht haben. Dieser hier, Babo v. Krattenburg, fiel in der Schlacht bei Morgarten gegen die Schweizer im Jahre 1315; und der Nächste, sein Sohn Georg, ist derjenige, für welchen in unserer Pfarrkirche jährlich der von ihm gestiftete Jahrtag gehalten wird.“ Und so erzählte sie Konrad noch Manches, und er horchte auf ihre Worte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

In der Bibliothek waren nach unseren Begriffen freilich nicht gar viele Bücher, doch für Konrad, welcher außer

seinem Gebetbüchlein und ein paar Büchern in der Kirche nie ein anderes Buch gesehen hatte, war es eine ganz bewunderungswürdige Büchersammlung, die ihn ganz zur Begeistung hinriß. „O wie glücklich“, rief er aus, „wer so viele Bücher hat und sie alle zu lesen versteht!“

„Kannst Du denn nicht lesen?“ fragte ihn Emma.

„Nicht gut“, gab Konrad traurig zur Antwort; „ich habe ja Niemand, der es mich lehrt.“

„Nun dann will ich mit meiner Mutter reden“, sagte Emma freundlich, „ob Du, wenn sie mir Unterricht erteilt, nicht auch manchmal an demselben Theil nehmen darfst.“

„O gutes Mädchen!“ rief der Knabe entzückt aus; „wenn Du das zu Wege brächtest, wie dankbar würde ich Dir sein!“

In der Burgkapelle, in welche der sonnige Tag durch die farbigen Glasscheiben nur ein feierliches Dämmerlicht verbreitete, kniete er dann nieder und dankte Gott recht innig für das Glück des heutigen Tages, und beim Scheiden der Emma für ihre liebevolle Bemühung.

Im Stübchen seiner Mutter angekommen, dachte er kaum an das Mittagseßen, so viel hatte er jetzt zu erzählen von all dem, was er gesehen. Mit welcher freudiger Liebe und wie oftmals schaute er heute Abend beim Hüten zu der Burg hinauf und zu den Fenstern, wo die brave Burgfrau wohnte und die engelgleiche Emma! und wie nahm er, wenn eine von ihnen unter dem offenen Fenster sich sehen ließ, so schnell seinen Strohhut ab und winkte ihnen freundlich einen Gruß zu!

Einige Tage später wurde Konrad wirklich in's Schloß gerufen und durfte nun oftmals am Unterrichte Theil nehmen; und er machte auch in kurzer Zeit bewunderungswürdige Fortschritte, nicht nur im Lesen und Schreiben, sondern auch im Anstande und seinen Benehmen, so daß Alle im Schlosse ihn von Tag zu Tag lieber gewannen und ihn fast wie einen Sohn des Hauses betrachteten. Da Adelgunde seine

große Vorliebe für die Natur kannte, so machte sie ihn auch mit manchen Arzneikräutern bekannt und lehrte ihn, sie bei dieser oder jener Krankheit mit Erfolg anzuwenden. Denn es ist bekannt, daß die adeligen Frauen der früheren Jahrhunderte nicht unbedeutende medicinische Kenntnisse besaßen, und besonders Verwundungen, wie sie in jener kampflustigen Zeit häufig vorkamen, glücklich zu heilen verstanden. Oftmals suchte Konrad nun auf Heiden und Hügeln, in Feldern und Wiesen und Wäldern nutzbare Heilpflanzen und sammelte Bibernell und Haselwurz, Meisterwurz und Heilkraut und andere brauchbare Pflänzchen. Hätte er aber auch eines finden können, um seine liebe Mutter wieder gesund zu machen.

Für Konrad hatte jetzt ein neues Leben begonnen, oder vielmehr, jetzt fing er erst an zu leben. Jetzt war selbst seine ärmliche Wohnung und sein abschüssiges Ackerfeld am Fuß des Burgfelsens ihm viel theurer geworden; denn was die kranke Mutter und der strenge und ernste Vater ihm nicht zu bieten vermochten, Bildung nämlich und eine recht zärtliche Liebe, das fand er jetzt bei der edeln Burgfrau und noch mehr in Emma's kindlichem und unschuldigen Gemüthe, die, obgleich jünger als er, den besten Einfluß auf ihn ausübte und ihn vor manchen Jugendstreichen bewahrte.

### 3. „Die alte Hexe.“

Wir ziehen und wir wandern,  
 Wir sind ein unruhvoll Geschlecht;  
 Wir leben nur von Andern,  
 Was kümmert uns Gesetz und Recht?  
 Wir sind zu Haus' in jedem Land',  
 Doch fesselt uns kein Heimatband.  
 Obgleich uns Jeder haßt, und Niemand liebt,  
 Das Leben wird uns deshalb nicht getrübt.  
 Und wenn wir Glück und Unglück künden,  
 So könnt ihr's glauben oder nicht;  
 Die Zukunft kann kein Mensch ergründen,  
 D'rum glaubt's auch nur ein dummer Nicht.



Im südlichen Theile des Thales, da, wo es schon hügelig zu werden beginnt, liegt der schon erwähnte Rohrsee, der damals noch eine schöne Wasserfläche bildete, jetzt aber allmählig der Versumpfung entgegenzugehen scheint. Seinen Namen hat er unstreitig von dem vielen Röhricht, dem Schilfe und den Binsen, womit er, besonders gegen die Ufer hin, bewachsen ist. Es ist die tiefste Einsenkung des ganzen Thales und somit der letzte Ueberrest von diesem großen See der Urzeit. In dem Schilfe und auf den Inseln nisten im Sommer Hunderte von Sumpfs- und Wasservögeln und beleben durch ihr Geschrei die einsame Gegend. Besonders sind es die Wildenten, die Kiebitze und Fischreiher. Doch kein Vogel ist hier so außerordentlich zahlreich vertreten, als die Lachmöve, in dieser Gegend Labock genannt. Viele Tausende dieser Laböcke bringen auf dem Rohrsee den Frühling und Sommer zu und verbreiten sich während des Tages über die umliegende Gegend, um

hinter dem Ackerſmanne die zu Tage geförderten Engerlinge aufzuleſen und zu verſpeiſen.

Auf der Nordſeite, unmittelbar vom See aufſteigend, erhebt ſich ein Hügel, von welchem aus man das ganze Thal überblicken kann, und der auch ſo ziemlich in deſſen Mitte liegt. Und eigenthümlich! bei aller Einfachheit der Bodengeſtaltung iſt dieſer Hügel ein gar anziehendes Plätzchen. Die ſanften, das Thal begrenzenden Höhenzüge mit ihren Tannenwäldern ſind hier gerade in die rechte Entfernung gerückt: ſie ſind nicht zu nahe, um das Thal zu beengen, und nicht zu entfernt, um ihre Wirkung zu verlieren; der nahe See, die ſchwarze Moorfläche des Wurzacher Niedes, die lieblichen Ortschaften und die vielen einzelnen Bauernhöfe, die beiden weithchauenden Bergkirchen im äußerſten Süden und Norden, Einthürnen und Schwarzach, all dieſes macht den lieblichſten und gemüthlichſten Eindruck auf den gefühlvollen Naturfreund.

Auf der Höhe dieſes Hügels, oder vielmehr unmittelbar neben ſeiner höchſten Erhebung befindet ſich eine geräumige Vertiefung, eine ſogenannte Grube von etwa 40 Fuß Durchmeſſer und 10 bis 12 Fuß Tiefe, die gegenwärtig mit verſchiedenem Buſchwerk bewachſen iſt. In früheren Zeiten ſoll hier eine Schatzgräber- oder Zaubererbande lange ihr Unweſen getrieben und ein trauriges Ende genommen haben, weßhalb dieſer Platz zur Nachtzeit noch lange gefürchtet und gemieden wurde. Zur Zeit unſerer Erzählung ſtand in dieſer Grube eine recht wohnliche Hütte, welche von den Bergwänden und den Geſträuchen geſchützt, eine trauliche und friedliche und vor Stürmen geſicherte Wohnſtätte gewährte. Wer aber hatte denn hier ſeinen Aufenthalt gewählt?

Etwa 100 Jahre vor Beginn unſerer Begebenheit waren aſiatiſche Horden, gewöhnlich Zigeuner genannt, zum erſtenmal nach Deutschland gekommen, ein Volksſtamm, von dem man weder Vaterland noch Religion genauer kennt, und man

am sichersten annehmen kann, daß sie weder das Eine noch das Andere haben. Auch in diese Gegend war vor einigen Jahren eine Gesellschaft dieses geheimnißvollen Volkes gekommen und hatte sich in jener einsamen Bodenvertiefung niedergelassen und in schnellster Zeit sich eine bequeme Hütte gebaut, woraus man schließen konnte, daß sie längere Zeit die Gegend mit ihrem Aufenthalte beehren wollen. Und wirklich, Wochen und Monate lang wirbelte der Rauch aus dieser Grube empor, wo sie hausten und kochten und von dem, was sie von den umliegenden Bauern, mit oder ohne deren Wissen, bekamen, in aller Gemüthlichkeit lebten. Endlich aber waren sie plötzlich aus der Gegend verschwunden; Niemand hatte ihren Abzug bemerkt. Eine alte Zigeunerin jedoch war zurückgeblieben und machte auch nicht Miene, die Hütte sobald verlassen zu wollen. Es war eine große und kräftige Gestalt. Ihr Leib war in ein gelbliches Gewand von orientalischem Schnitte gekleidet, und um ihr Haupt ein scharlachrothes Tuch gewunden, das mit seinen Enden phantastisch im Winde flatterte. Ihr von pechschwarzen Locken umwalltes Gesicht war ernst und ausdrucksvoll und von Sturm und Wetter geschädigt, von Leidenschaften und Schicksalschlägen gezeichnet, zeigte aber jetzt noch Spuren der früheren Schönheit und der verlorenen Reize. Ihre feurigen schwarzen Augen rollten wild in den Höhlen und schienen sogar auf zeitweiligen Wahnsinn hinzudeuten.

Wochen lang sah man sie nicht mehr, plötzlich aber war sie wieder sichtbar; am ehesten erblickte man sie auf der Höhe neben der Grube, wenn es furchtbar stürmte und wetterte, und ihr Kopftuch dann, wie eine Flamme, im Winde flatterte, und sie ihre mageren Hände krampfhaft gegen die krachenden Gewitterwolken emporstreckte. Oder sie stand auch unten am See und sang in höchster Aufregung unverständliche Gesänge über die brausenden Gewässer hin. Kein Wunder also, wenn die Leute der Gegend diese sonderbare und unheimliche Frau

mit einer gewissen Scheu betrachteten und für eine Zauberin hielten, weßhalb sie auch fast allgemein nur „die alte Hexe“ genannt wurde.

Jenes Zeitalter, das am Wunderbaren und Abenteuerlichen sein Wohlgefallen hatte, schmückte das Leben und Treiben der fremden Miglantha, wie sie sich nannte, in Bälde mit verschiedenen Sagen und schauerlichen Vorkommnissen aus. Bei Vielen herrschte besonders die Ansicht, daß sie eine große Gewalt über die Gewitter habe und selbe nach Gutdünken leiten und zum Schaden oder Nutzen der Leute beherrschen könne. Es wird behauptet, daß, als einmal bei schönstem Wetter ein Kahn über den Rohrsee fuhr, bei Miglantha's Erscheinen auf dem Hügel plötzlich ein solcher Sturm entstanden sei, daß der Kahn umschlug, und der Fischer sammt seinem Knaben in den Wellen den Tod fand. Den an's Ufer geschwemmten Leichnam des Knaben habe sie dann in ihre Hütte getragen und wahrscheinlich zu Zaubermitteln verarbeitet.

Gegen Jedermann war Miglantha kalt und verschlossen, selbst gegen Solche, welche ihr Wohlthaten erwiesen. Sie nahm diese zwar an, aber ohne das geringste Zeichen von freudiger Dankbarkeit; ja es kam sogar vor, daß sie selbe geradezu zurückwies, nie jedoch auf eine so unfreundliche Weise, als wie Ritter Braunhold von Krattenburg es einmal erfuhr. Nach einer Entenjagd auf dem Rohrsee hatte er den Hügel, auf welchem Miglantha's Hütte lag, bestiegen und die freundliche Aussicht genossen, und wollte nun auch die „alte Hexe“, von welcher er schon so viel und so Sonderbares gehört hatte, selbst sehen und sprechen. Sobald er aber ihrer Hütte sich näherte, fuhr sie, wie eine giftige Schlange, welche man in ihrer Ruhe gestört, heraus, trat ihm entgegen und rief in höchster Aufregung: „Halt und betritt nicht meine Wohnung! Ich hasse Deine Gegenwart, wie das Almosen, welches Du mir zu geben gedenkst. Willst Du mir eine

Wohlthat erweisen, so entferne Dich auf der Stelle von der Unglücklichen, die es durch Dich ist!“ Mit diesen Worten ging sie in die Hütte und verschloß die Thüre und öffnete sie nicht eher wieder, als bis der Ritter die Grube und den Hügel verlassen hatte.

Da man ihr eine fast übernatürliche Gewalt zuschrieb, und sie in der That die Kräfte der Natur und jedes Heilkräutlein kannte, so wurde sie bei Erkrankungen des Viehes und selbst der Menschen oftmals zu Rathe gezogen und um ihre Hilfe angegangen. Ja, sie erschien häufig sogar ganz unerwartet und ungerufen, ohne daß man wußte, wie sie Nachricht von dem Unglück haben konnte, an Ort und Stelle, mitunter selbst zum Verdruß und Schrecken der Leute; denn geliebt wurde sie von Niemanden, gefürchtet aber von Allen; einige Wenige auch bemitleideten sie. Denn daß sie unglücklich und gestörten Geistes sei, sah Jedermann, und daß ihr der Trost der Religion fehle, wußte man auch. Man hatte sie zwar schon in der Kirche zu Ziegelbach gesehen, aber ganz theilnahmslos; besonders aber fiel es auf, daß sie nie das Kreuz machte und überhaupt das Kreuz zu verabscheuen schien. Sie selbst war auch dann, wenn sie Hilfe leistete, gegen Jedermann kalt und verschlossen und schien fast mehr am Unglücke, als am Glücke der Menschen ihre Freude zu haben. Nur ein lebendes Wesen war es, dem sie wirklich wohlgewogen zu sein schien, und dieses müssen wir jetzt kennen lernen.

#### 4. Ein eigener Knabe.

Junges Geblüt,  
 Zartes Gemüth,  
 Flüchtig, wie's hüpfende Reh.  
 Ganz ohne Hilf,  
 Schwach, wie das Schilf,  
 Schwankend im wogenden See.



er, wie es bei der Mehrzahl der Menschen der Fall ist, sich dem großen Haufen anschließt und auf der breiten Heerstraße durch's Leben wandert, thut sich nicht gar schwer; er braucht sich nur an die Anderen zu halten, darf nur mit ihnen gehen, es so machen, wie sie es machen, mit ihnen „Ja“ und „Nein“ sagen. Wem aber das Geschick zu Theil geworden, ganz eigene Wege zu gehen, sich selbst einen Pfad zu suchen, der wird, es kann ja gar nicht anders sein, oft sich verirren und auf dürre Heiden und in tiefe Sümpfe gerathen, und man darf von großem Glücke reden, wenn er nicht ganz zu Grunde geht. Wer aus eigener Kraft sich von ganz unten emporarbeiten muß, dem darf man es eben so hoch anschlagen, wenn er es nur zur Mittelmäßigkeit bringt, als einem Anderen, der unter den günstigsten Verhältnissen, gleichsam auf den Schwingen des Glückes getragen, das Vollkommenste erreicht.

Südöstlich vom Rohrsee, nur eine halbe Viertelstunde von ihm entfernt, liegt an einem kleinen, wenigstens in früherer Zeit sehr schilfreichen Bache, dem es auch seinen Namen verdankt, ein liebliches Dörfchen, eines der 75 Rohrbach, die es in unserem deutschen Vaterlande gibt. In frü-

heren Jahrhunderten soll hier sogar eine alemannische Adelsfamilie geherrscht und ihre Burg gehabt haben. Doch, wir befassen uns nicht mit Sagen, sondern mit der historischen Wirklichkeit.

In diesem Dörfchen lebte am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ein einfacher und wenig beachteter Bauernknabe. Ich habe, da er in dieser Erzählung eine nicht unbedeutende Rolle spielt, über sein Geburtsjahr lange nachgeforscht, aber nichts Genaueres herausbringen können; doch, wie mir scheint, muß er im Jahre 1498 geboren sein. Seine Eltern waren unbemittelt und erwarben sich erst später durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen. Die Erziehung war strenge, aber echt christlich. Sein Vater, der Friedbauer, war ein eifriger Katholik, ein Biedermann im eigentlichen Sinne des Wortes und ein unwandelbarer Charakter. Von ebenso gerader Gesinnung und ganz unfähig, Jemanden zu schmeicheln, war die Mutter, und dabei die Frömmigkeit selbst; sie war von einem Gottvertrauen, von einem Gebetseifer und von einer Liebe zum Heilande beseelt, fast wie eine Heilige. In dieser Beziehung wurde der junge Joseph trefflich herangezogen, und sein Gemüth war für die guten Lehren auch nicht unempfänglich. Ganz anders sah es freilich in wissenschaftlicher Beziehung aus! Schulen gab es damals noch nicht, Bücher nur wenige, unter dem Volke fast gar keine, und diese waren fast nur religiösen Inhaltes, und dazu im schlechtesten und unverständlichsten Style geschrieben, daher für einen jungen Menschen beinahe ungenießbar. Auf dem Lande konnte fast Niemand lesen, und noch weniger schreiben, und doch hätte der lernbegierige Joseph es gar so gern lernen mögen. Zum Herrn Pfarrer in Ziegelbach zu gehen, getraute er sich doch nicht. Aber die Menschheit ist ja zahlreich und da könnte sich doch noch ein Lehrer für ihn vorfinden!

Eine kleine halbe Stunde östlich von Rohrbach lebte in einer damals noch wild bewachsenen Bergschlucht ein alter

Eremit, den Joseph mit seiner Mutter schon einmal besucht und ihm etwas Lebensmittel gebracht und bei dieser Gelegenheit Bücher bei ihm entdeckt hatte. „Der muß also lesen können!“ dachte er, und dieses wollte er sich zu Nutzen machen. Ohne seinen Eltern nur ein Wort zu sagen, ging er an einem lieblichen Frühlingstage des Jahres 1509 dem düstern Waldestobel zu, um den Einsiedler Ursin aufzusuchen, und bald fand er auch dessen Klause, in die er nun voll Angst eintrat.

„Was führt Dich denn zu mir, Junge?“ fragte der Waldbruder freundlich den schüchternen Knaben.

„Ich möchte lesen und schreiben lernen“, war seine Antwort.

„Glaubst Du etwa, daß man dieß in einer Stunde lernen könne?“ — „Nein.“

„Bist Du denn wirklich so lernbegierig? — „Ja.“

„Hast Du sonst Niemand, der es Dich lehrt?“ — „Nein.“

„Würdest Du mir auch dankbar dafür sein?“ — „Ja.“

„Knabe, Du befolgst wenigstens das Gebot des Herrn: „„Euere Rede sei ja, ja, nein, nein!““ — Nun, was würdest Du als Belohnung mir alle Tage beten?“

„Ein Vaterunser.“

„Du versprichst auch nicht mehr, als Du leicht halten kannst!“ sagte der Einsiedler lächelnd zu ihm, und schrieb ihm dann auf ein Papierchen 5 Buchstaben, die er ihn aussprechen lehrte, und entließ ihn mit den Worten: „Diesen Zettel nimmst Du jetzt mit, und am Sonntag Nachmittags darfst Du wieder kommen, und ich will sehen, ob Du diese 5 Buchstaben noch kannst.“ Mit Sehnsucht erwartete Joseph den Sonntag, und er wußte seine kleine Lection so gut, daß Klausner Ursin ihn lobte, doch zum Sitzen kam es in dieser Unterrichtsstunde noch nicht; erst in der nächsten durfte er neben dem ehrwürdigen Waldbruder Platz nehmen, und dieser schien nun an dem aufmerksamen und gelehrigen Knaben Wohlgefallen zu finden. Alle Sonntage eilte Joseph, wenn er von Ziegel-

bach aus der Vesper heim ging, Urjin's Klause zu, und kehrte jedesmal kenntnißreicher nach Hause zurück. Welch eine Freude für ihn, als der Einsiedler ihm einmal ein Büchlein mit nach Hause gab, und welch' staunenswerthe Fortschritte, die er von jetzt an nicht nur im Lesen, sondern auch im Schreiben machte. Hart war es den schüchternen Knaben angekommen, als er den Eltern darüber Nachricht ertheilen mußte. Der Vater machte auch wirklich ein böses Gesicht über den faulen Buben, der eher an alles Andere, als an das Arbeiten denke; die Mutter aber schlug die Hände zusammen vor Staunen über seine Keckheit, einen so heiligen Mann zu besuchen und zu belästigen; doch freute sie sich andererseits über den Umgang ihres Kindes mit diesem Manne Gottes. Und wirklich übte Urjin auf den jungen Joseph einen sehr guten Einfluß aus; er wandelte mit ihm oft in der schönen Natur umher und machte ihn auf Manches aufmerksam, oder er erzählte ihm so Vieles aus seinem Leben, von seinen Pilgerfahrten, von fremden Gegenden und prächtigen Gotteshäusern, so daß es dem Knaben bei seiner lebhaften Phantasie fast zu enge wurde in dem Heimaththale, und ihn mächtig hinauszog, die Welt zu sehen mit all ihrem Schönen in Kunst und Natur. Bei seinem religiösen und romantischen Sinne konnte es nicht fehlen, daß er nicht auch bald für Klöster und Mönchswesen, das damals eine so bedeutende Rolle spielte, eingenommen wurde und schwärmte und ganz entzückt wurde, wenn ein Ordensmann durch das Dorf kam.

Dieses innere Seelenleben mußte den Knaben für Manches entschädigen, was ihm an Jugendfreunden versagt war. Ohne liebe Geschwister, hatte er auch sonst keinen Freund. Denn schwächlich, schüchtern und unverdorben, nebenbei auch etwas unbehilflich, hielt er sich von der anderen Dorfjugend ferne, nahm selten Theil an ihren Spielen und noch weniger an ihren Knabenstreichen; und so war er ihnen nicht nur unlieb sondern sogar verhaßt, und er mußte, wenn er zufällig mit

ihnen zusammentraf, nur Spott, selbst Mißhandlung erleiden. Der Vater war strenge und zeigte ihm nie ein freundliches Gesicht; die ihn zärtlich liebende Mutter war, die Religion ausgenommen, einfältig und ohne alle Kenntnisse; seine ihn ebenfalls überaus liebende Base, bei welcher er sich viel aufhielt, war noch beschränkter und meistens kränklich und jammerte ihm nur ihre Leiden vor, oder erzählte ihm schauderhafte Geistergeschichten, was seinem weichen und furchtsamen Gemüthe mehr schadete als nützte.

So ähnlich die Eltern an Offenheit, Rechtllichkeit und Glaubensfestigkeit waren, so verschieden waren sie in einer anderen Beziehung. Für Schönheit in Kunst und Natur hatte der Vater gar keinen Sinn, während die Mutter bei aller Einfalt eine große Freundin der Blumen, der Musik, der Kunst überhaupt war, und dieses mütterliche Erbtheil ging in verdoppelter Weise auf den Sohn über. Von frühester Jugend an für die Malerei begeistert, wollte er mit aller Gewalt ein Maler werden; doch der Vater ließ ihn nicht, denn es fehlte an Geld. Joseph hatte eine unendliche Freude an der Musik, wurde ganz begeistert durch ein einfaches Lied, und noch viel mehr durch ein schönes Orgelspiel; aber er durfte, obgleich die Gelegenheit geboten war, Nichts lernen. Er hatte eine außerordentliche Liebe zur Natur, aber Niemand war, der ihm, mit Ausnahme dessen, was Ursin ihm sagte, in dieser Beziehung behilflich gewesen wäre. Wer hätte damals gedacht, daß der vernachlässigte und wissenschaftlich verwahrloste Joseph in all diesem es später doch noch zu Etwas bringen sollte?

Was war aber denn seine Beschäftigung? Alles Mögliche; denn zu Allem hatte er Lust, und zu Allem auch mehr oder weniger Anlage; nur zu dem, womit er sich hauptsächlich beschäftigen sollte, fehlte ihm Beides, und dazu noch die nöthige Körperkraft, nämlich zur Feldarbeit. Einstweilen bestand sein hauptsächlichstes Geschäft darin, die Kühe zu hüten,

und zwar von seinem achten bis zum sechzehnten Lebensjahre; und der Schauplatz dieser seiner idyllischen Thätigkeit war jene Heide, auf deren höchstem Punkte die verrufene Zigeunerhütte stand; und so lernte er schon frühe „die alte Hexe“ kennen.



## 5. Der Hirte und seine Gönnerin.

Die hehren Sympathien weben  
Mit wunderbarer Schöpferhand  
Durch jedes Menschen Erdenleben  
Ein unsichtbares Rosenband.



Daß das Hirtenleben viel Poetisches hat, wer möchte es bezweifeln? Schon die Dichter der alten Griechen und Römer fühlten das und machten es zum Gegenstande der lieblichsten Dichtungen. Der Hirte führt ein so friedliches, ein nur von wenig Sorgen getrübtcs Leben; er lebt in der schönen Natur und ruht gleichsam an ihrem ewig jungfräulichen Busen. Doch nicht Alles, was glänzt, ist Gold! Das Hirtenleben kann auch recht prosaisch sein, recht langweilig werden, sich recht unfriedlich gestalten. Das monat- und jahrelange Einerlei verwischt den idyllischen Charakter des Hirtenlebens schon bedeutend; die Ungunst der Witterung aber und die Unbotmäßigkeit der vierfüßigen Unterthanen sind im Stande, den an sich leichten Beruf sehr zu erschweren und den idyllischen Frieden in einen tüchtigen Kummer umzuwandeln.

Unser Joseph hat in den 8 Jahren seines Pastorallebens sowohl die Freuden und Genüsse, als auch die Unannehmlichkeiten dieses Standes oftmals zu kosten die Gelegenheit gehabt. Welch ein schönes Leben auf freier Heide, wenn an einem lieblichen Frühlingsmorgen ringsum in der würzigen Luft froher Lerchengesang ertönte, wenn heitere Bachstelzen umherliefen, und lustige Staaren im nahen Gebüsch zwitscherten und schwätzten und alle möglichen Töne nachahmten! Dieß

stimmte ihn dann selbst auch zum Liede, und jodelnd rief er dem nächsten Hirten seine Grüße zu und vernahm freudigen Herzens dessen melodische Antwort.

Welches Vergnügen gewährte nur der nahegelegene Rohrsee! Einem Knaben, der nie ein größeres Gewässer gesehen, mußte er, wenn er an dessen Ufer stand, ja als eine unermessliche Wassermasse vorkommen und einen gewaltigen Eindruck machen. Und dann dieses Leben und Treiben der Vogelwelt auf demselben! Besonders waren es die schönen Lachmöven,\*) die lieben Alaböck, wie er sie nannte, welche durch ihre Menge, durch ihr, wenngleich unschönes Geschrei und durch ihre Lebensweise ihm ganz besonders gefielen. Ihr edler, anmuthiger und rascher Gang auf der Erde, ihre große Schwimmsfertigkeit im Wasser und besonders ihr herrlicher Flug in der Luft! Ja, dieser prächtige Flug! Das einmal mit langsamen Flügelschlägen: es ist nur ein leichtes und zierliches Schweben, ein behagliches und doch rasches Dahinschwimmen durch das Luftmeer; dann wieder die mannigfaltigsten, kühnsten und wunderbarsten Schwenkungen, ein wahres Turnen in der Luft, und jetzt wieder ein Herabstoßen aus schwindelnder Höhe auf einen Raubvogel oder auf einen Fisch, oder auch nur, um sich zu tauchen und ein kühlendes Bad zu nehmen. Für Solche, welche die Lachmöve nicht kennen, sei noch beigelegt, daß sie etwas größer als die Taube ist und von schön weißer Farbe, mit Ausnahme des Kopfes, welcher schwarz, und der Flügel, welche bläulichgrau oder, wie man zu sagen pflegt, mövenblau sind.

Ein großes Vergnügen war es für Joseph, wenn im Herbst die Herrschaft, das heißt Ritter Braumhold von Krattenburg mit seinen Freunden und Gästen auf dem See Entenjagd hielt. Nie waren auf diesem Gewässer sonst so viele Rähne zu sehen; die einen auf spiegelnder Wasserfläche dahingleitend, die andern gleichsam durch ein großes Blumen-

\*) *Chroicocephalus ridibundus*.

beet von weißen Wasserrosen \*) hindurchsegelnd, und wieder andere in hochragenden Binsen und schwankendem Schilf versteckt. In jedem Rahn war ein Schütze und ein Fährmann. Jetzt erheben sich mit tausendem Fluge einige schwerfällige Enten; es knallt ein Schuß, auf dieser wiederhalllosen Wasserfläche freilich sehr gedämpft, aber er hat seine Wirkung gethan: eine Wild-Ente fällt mit zerschmettertem Flügel herab in den See. Ein Jagdhund springt hurtig aus dem Rachen, schwimmt gierig auf die zappelnde Ente los und bringt sie triumphirend dem glücklichen Schützen in's Schiff.

Aber auch die Natur im Kleinen machte unserem Hirten viel Vergnügen, besonders die Blumen- und die Insectenwelt. O wie gern hätte er ihre Namen gewußt und all ihre Eigenschaften kennen gelernt!

Eine hauptsächlichliche Nebenbeschäftigung beim Hüten bestand in späteren Jahren darin, daß er in dem Büchlein las, welches der Eremit Urfin ihm gegeben hatte. Immer las er es auf's Neue durch; denn lesen mußte er, und ein anderes Buch hatte er damals noch nicht.

Aber wie traurig und wie langsam floßen die 6 Stunden, welche er täglich hüten mußte, ihm vorüber, wenn es ein trüber oder nebeliger, oder gar ein Regentag war! Und eine starke Viertelstunde vom Dorfe entfernt, oft weit und breit kein anderer Hirte, ohne Uhr, die Sonne, an welcher er sonst die Zeit ziemlich richtig ablas, hinter dichtem Gewölke versteckt, Alles wie ausgestorben und ob er ganz allein auf Erden sei; nur dann und wann flogen mit pfeisenden Schwingen einige Wild-Enten vom See her über ihn hinweg, um auf einem Haber-Acker sich gütlich zu thun. Wie langweilig stand er dann da im Regen, einen alten Fruchtfaß über die Schultern geworfen und einen außerordentlich breitkrämpigen, schlappigen Filzhut auf dem Kopfe! Und vor

\*) *Nymphæa alba.*

Sonnenuntergang sollte er nicht nach Hause kommen. Wo war aber von der Sonne etwas zu sehen? Doch der künftige Naturforscher hatte bereits Beobachtungen gemacht! Wenn einmal die großen Mistkäfer\*) von ihrem unsauberen Schmause sich erhoben und tief brummend die Luft durchschwirrten, dann wußte er, daß die Sonne schon untergegangen sei, und er durfte, ohne vom Vater Schimpf zu befürchten, mit seinen Kühen, die sich auch schon längst nach ihrem Stalle sehnten, nach Hause zurückkehren.

Anderere Plagen erwarteten ihn an recht schwülen Sommertagen, wenn die Sonne glühend heiß auf die dürre Heide herabbrannte, und er vor Durst und Hitze beinahe verschmachten mußte. Nicht unwillkommen war es ihm dann, wenn seine Kühe „därren“, wie man es in jener Gegend nennt, das heißt, wenn sie mit hochaufgerolltem Schwanz im schärfsten Galopp davonrannten und sich nach Hause flüchteten. Die Kühe thun dieses nicht wegen der Hitze, auch nicht, wie das Landvolk fälschlich glaubt, der vielen Bremsen wegen, welche ihnen Blut aussaugen, sondern dann ergreifen sie die Flucht, wenn sie das Summen der Biesfliegen\*\*) vernehmen, welche ihnen ihre Eier in die Rückenhaut hineinlegen, wodurch dann schmerzliche Beulen entstehen, die immer größer werden, bis endlich die Made die Haut durchbricht und mit schlechtem Dank ihre bisherige Wohnung verläßt, um auf der Erde sich vollends zu entwickeln. Aber welch ein Verdruß war für unseren Hirten mit diesem „Därren“ oft verbunden, wenn etwa die eine Kuh in einen Frucht-Acker hineinraßte, eine andere dem See zulief, und eine dritte schmurstracks nach Hause rannte! Wie sollte er die nach allen Richtungen zerstreute Heerde wieder zusammenbringen? Man darf es ihm also nicht verargen, wenn ihm in dieser fatalen Lage mitunter die Geduld ausging.

\*) *Geotrupes stercorarius*.

\*\*\*) *Hypoderma bovis*.

Gar so gern hätte Joseph oft auch auf der Spitze des Hügels verweilt oder sich in der Grube herumgetrieben, aber es war das unheimliche Zauberweib, „die alte Hexe“, deren Nähe er stets zu meiden suchte, obschon er noch nie von ihr behelligt worden war. Er hatte zwar eine gewisse Ehrfurcht gegen sie; ihr ganzes Wesen und all das Gerede über sie hatte für sein Gemüth etwas Romantisches, doch hätte er bei seiner furchtsamen Natur viel gegeben, wenn er sie hätte weit weg wünschen können.

Es war ein düsterer, aber milder Septembertag des Jahres 1511; eine fast unheimliche Ruhe lag über die Landschaft ausgebreitet, und tiefe Stille herrschte in der dahinsterbenden Natur; denn die schreienden Möven hatten schon längst die Gegend verlassen, um an den milden Ufern des Mittelmeeres den Winter zuzubringen. Joseph und seine Eltern waren auf dem Felde damit beschäftigt, die letzte Saat des Wintergetreides der Erde Schooß anzuvertrauen. Plötzlich und ganz unerwartet zog sich in aller Schnelligkeit ein Gewitter zusammen, es geschahen zwei furchtbare Donnerschläge, und in wenigen Secunden sah man über den Hügel herauf eine mächtige Rauchsäule emporsteigen. Mit dem Rufe: „Der Blitz hat eingeschlagen!“ eilte der Friedbauer mit Weib und Sohn den Berg hinauf, und dort erblickten sie in Nehr, einem am südlichen Ufer des Sees gelegenen Dörfchen ein Haus in vollen Flammen stehen; wild schlug das elektrische Feuer zum Himmel empor. Auf der Spitze des Hügels aber, nicht weit von ihnen, stand, fast schauerlicher anzuschauen als der Brand, Migantha, „die alte Hexe;“ ihre schwarzen und aufgelösten Haare flatterten im Winde und ihre mageren Hände streckte sie krampfhast gen Himmel; sie glich einer

wahnsinnig gewordenen Opferpriesterin der heidnischen Vorzeit. „Gottes Fluch und meine Rache!“ rief sie entsetzlich aus. Ich hat diesen Christen vor einiger Zeit um eine Gabe, und er hat sie mir versagt; nun sinkt ihm Haus und Vieh und Vorrath in Asche, doch die Menschenleben müssen gerettet sein! „Mann“, sagte sie milder zum Friedbauer, „eilt um den See und leistet Hilfe, damit das wilde Feuer beschränkt bleibt!“ Er gehorchte. Nun sagte sie zu Joseph und seiner Mutter: „Auf euerem Eigenthume habe ich vor 10 Jahren mich niedergelassen, und ihr habt mich geduldet, habt mir Ruhe gegönnt, habt meine Geheimnisse nicht wissen wollen, und so strecke auch ich, so weit es Sterblichen möglich ist, meine schützende, mit höheren Mächten in Verbindung stehende Hand über euch aus. Schon lange, lieber Joseph, wachte mein Auge, ohne daß Du es wußtest, über Dich; jetzt aber, da du bald aus einem Knaben ein Jüngling zu werden anfängst, ist der Zeitpunkt gekommen, da ich, wie die Constellation der ewigen Gestirne es gebieten, in einen näheren Verkehr mit Dir treten muß. Mit der Welt und mit der Menschheit zerfallen, hänge ich nur noch durch wenige Nerven mit ihr zusammen. Diesem Kinde muß ich die Liebe meines furchtbar zerrissenen Herzens zuwenden, ja, einem fremden Kinde.“ Thränen hemmten jetzt ihre Sprache, und ihre rollenden Augen verriethen, wie furchtbar es in ihrer Brust kochte und tobte. Ruhig fuhr sie dann weiter: „Joseph, laß mich Deine rechte Hand sehen!“ Nachdem sie selbe aufmerksam betrachtet hatte, rief sie fröhlich aus: „Ja, vortrefflich! Die Lebenslinie, die Masceta, die Sonnenlinie, die Milchstraße, die Marshöhle, die Entscheidungslinie, der Mercurberg, Alles in der ganzen Hand steht gut, Alles verkündet, daß Du einst groß und glücklich wirst, Alles sagt mir, daß ich meinen Schutz keinem Unwürdigen zuwende. Komm also oft zu mir in meine Hütte, Du hast nichts zu befürchten; eher würde ich mir selbst die Augen ausstechen,

als Dir ein Leid zufügen. Nun gehet heim, es beginnt zu dämmern und die heutige Nacht wird eine schauerliche, eine furchtbare sein. Ihr seid euer zwei, und tief in der Nacht wird auch euer Vater heimkehren; aber ich — ich bin allein in den Schrecknissen der Natur! Doch je wilder die Nacht, desto besser stimmt sie zu meinem verzweifeltsten Gemüth.“

Daß Joseph und seine Mutter, als sie mit ihrem Küchgespann nach Hause zurückkehrten, fast mehr von der „alten Here“ als vom Brande sprachen, dessen Flammen sie noch immer zum Himmel emporlodern sahen, läßt sich denken. Die Nacht brach an und war, wie Miglantha angekündigt, wirklich nicht nur finster und stürmisch im höchsten Grade, sondern geradezu schauerlich und unheimlich, ohne daß man sich den Grund davon erklären konnte, so daß Mutter und Sohn vor Furcht nicht schlafen konnten, bis der Vater endlich von Regen ganz durchnäßt nach Hause kam. Endlich brach der Tag an; aber auch er war so widerlich und unbehaglich, als ob die ganze Natur von gestern her noch an Nachwehen litte.

Dem Vater wurde nun von der Einladung erzählt, die Joseph von Miglantha erhalten, und von der Gunst, welche sie ihm zugesagt, und natürlich ganz besonders auch von dem künftigen Glücke, das sie ihm prophezeit hatte. Der Friedbauer schüttelte ungläubig den Kopf, gab jedoch die Einwilligung, daß Joseph die Alte manchmal besuchen dürfe. Die gute Mutter sah es ohnehin gern, wenn ihr Sohn dem unglücklichen Weibe, mit welchem sie großes Mitleid hatte, eine Freude machen könne. Und so überwand dann Joseph seine Scheu und besuchte am folgenden Tage, einem lieblichen Herbstmorgen, die Miglantha, von der er sehr freundlich empfangen und mit Äpfeln beschenkt wurde. Und von da an verging selten ein Tag, an welchem er nicht, wenn er auf der Heide war, auf einige Augenblicke sie besuchte. Sie aber schenkte ihm ihre ganze Gunst und fühlte sich bei jedem seiner Besuche glücklich; ja man will bemerkt haben, daß sie

nun auch viel von ihrer Aufregung und Hefigkeit. verloren habe und bedeutend ruhiger geworden sei. Sie lehrte Joseph so Manches und sagte ihm gar Vieles, was sie glaubte, daß ihm nützlich sein könnte; aber ein großer Theil davon war so, daß selbst der Knabe es als phantastisches und abergläubisches Zeug betrachten mußte; er sah ein, daß sie Kräfte und Kenntnisse sich beimaß, die sie nicht besaß. Und war er ihr wohl zugethan und dankbar wegen der Zuneigung, die sie ihm schenkte, so befriedigte ihr Umgang sein Gemüth doch keineswegs; er sehnte sich nach einem Freunde seines Alters, nach einem Freunde, der gleicher Gesinnung und gleich strebsamen Geistes und ein gleicher Bewunderer der Natur war, wie er selbst.



## 6. Die beiden Freunde.

Soll ich immer einsam klagen?  
 Freud' und Leid allein stets tragen?  
 Nein! es blüht nach bangen Tagen  
 Endlich mir der Freundschaft Glück.  
 Dann wird's Leben erst gedeihen,  
 Mir die schönsten Gaben weihen,  
 Stärke mir und Trost verleihen,  
 Sollt mich treffen Mißgeschick!



Der Klausner Ursin unterrichtete in letzter Zeit Joseph im Ministriren, und so diente er nun, so oft er Zeit fand, in der Pfarrkirche zu Ziegelbach am Altare. Welch eine Freude für die fromme Mutter, wenn sie ihren Joseph in der heiligen Messe so eifrig seinen Dienst verrichten, ihn so nahe beim Priester und beim Allerheiligsten sah! Doch für Joseph sollte noch ein anderer Vortheil daraus entspringen: er lernte da den heitern und reichbegabten Konrad näher kennen, der ja ebenfalls Ministrant war. Sie gewannen einander bald lieb, und der muntere Konrad und der stille Joseph galten bald allgemein für innige Freunde; und doch war in der Wirklichkeit zu dieser Freundschaft kaum der Grund gelegt. Es war keine von jenen Freundschaften, die schnell emporstießen, wie Pilze nach dem Regenwetter, aber eben so bald sich wieder auflösen; nein, sie reifte nur langsam heran, überdauerte aber viele andere Freundschaftsbündnisse.

Mehrere Jahre gingen so vorüber, und noch nie hatte, man sollte es nicht glauben, Einer den Muth gehabt, den Anderen in seinem Hause zu besuchen, oder ihn zu sich ein-

zuladen; ihre Freundschaft und ihre Gespräche glichen, obgleich sie das Licht nicht scheuen durften, der Hain-Anemone, dem Märzblümchen, das nur im Waldesschatten blüht und gedeiht, sie trafen sich nur in der Kirche oder in der freien Natur. Ihre gegenseitige Zuneigung glich, möchte ich sagen, der positiven und negativen Elektrizität in der Luft, die in ihrem Streben, sich zu vereinigen, stets gehindert werden, wodurch aber gerade ihr Streben immer mehr an Stärke zunimmt. Oftmals blickte Joseph von seiner Heide aus sehrend gegen den Krattenberg hinunter, ob er seinen Konrad nicht erblicke; aber selbst sein scharfes Auge sah ihn nicht, und würde er ihn auch gesehen haben, so hätte er bei der dreiviertelstündigen Entfernung ihm seine Grüße doch nicht zujodeln können. Der Eremit Ursin war vor einiger Zeit gestorben, und Joseph hatte alle seine Bücher bekommen und fühlte sich dabei überglücklich, obgleich nicht viel Nichtiges darunter war. Der wißbegierige Freund hätte diese Bücher herzlich gern gesehen, aber er wurde, fast wie durch eine unsichtbare Macht, gehindert, den glücklichen Freund zu besuchen.

Schon mehreremal hatte Joseph seinem Freunde Konrad von seiner sonderbaren Gönnerin, der alten Miglantha, erzählt, und dieser, der am Wunderbaren und Abenteuerlichen ein ganz besonderes Gefallen fand, bat ihn, ihm zu gestatten, auch einmal sie mit ihm besuchen zu dürfen. „Da muß ich“, sagte Joseph, „die Miglantha vorher in Kenntniß setzen und ihre Erlaubniß erhalten, dich mitbringen zu dürfen, denn sonst könnten wir schlimm ankommen; sie hat es nicht gern, wenn ich Jemanden mitbringe.“ Dieß that er dann auch bei der nächsten Gelegenheit; er fragte sie, ob er nicht einmal mit einem Freunde kommen dürfe, der sie kennen zu lernen wünsche.

„Von einem Freunde sprichst Du?“ rief sie feierlich, wie eine Sibylle des alten Rom's. „Wo gibt's auf Erden eine Freundschaft und wo Dankbarkeit? Knabe, genügen Deine

Eltern und ich Dir nicht, daß Du Deine Liebe noch anderwärts verschenkst, vielleicht an Einen, der es nicht gut mit Dir meint, nicht so gut wie ich? So machen es die Kinder! und auch wir Alte bleiben fortwährend Kinder; immer glauben wir Treue und Dankbarkeit und Gegenliebe zu finden, und werden jedesmal getäuscht, aber von unserem Wahne doch nicht geheilt! Aber bringe den, welchen Du Freund nennst! ich bin begierig, Deine Wahl kennen zu lernen.“ Obgleich Joseph sie seiner Dankbarkeit und Liebe versicherte, entließ sie ihn doch weniger freundlich, als sie sonst zu thun pflegte.

An einem schönen Frühlingstage, bald nach Ostern, trafen sich die beiden Freunde am Ufer des Rohrsee's, wohin sie sich bestellt hatten, und wandelten nun der Zigeunerhütte zu, jedoch nicht ohne Bangen; denn auch Joseph konnte, obgleich er oft zu Miglantha kam, der Furcht vor ihr nicht ganz los werden, und heute durfte er ohnehin nicht hoffen, sie in guter Laune zu finden.

Miglantha empfing sie in der That ernst und kalt und sprach: „Seid gegrüßt! — Konrad, was treibt Dich zu mir? Doch, antworte mir nicht! Du wunderst Dich, daß ich Deinen Namen weiß, welchen mir Niemand genannt; ich weiß noch mehr; ich weiß, daß Neugierde, die alte Zigeunerin zu sehen und Zauberkünste von ihr zu lernen, Dich hergelockt.“ „Doch“, fuhr sie fort, nachdem sie seine Rechte beschaut, „sie sind nicht im Stande den Zauber zu lösen, welcher über Deinem Schicksal waltet und die Freudigkeit Deines Lebens einst trüben wird. Du aber, Joseph, hast gut gewählt und euere Freundschaft, wenn auch Jahre lang schlummernd, wird wieder erwachen und wachsen und erstarken. Aber ich stehe allein und -- lebe ungeliebt und -- sterbe unbetrauert, und Du Konrad, wirst einst in schrecklicher Stunde mich hier treffen! Ihr standet so eben am Ufer des Rohrsee's und blicktet hin über die große Wasser-

fläche, welche so ruhig vor euch da lag. Ein unerfahrenes Kind, das sie zum erstenmal sieht, würde nicht glauben, daß sie, oft schon in einer Stunde, in so furchtbaren Aufruhr gerathen könnte. So hat's der unerfahrene Knabe; er kennt die Stürme des Lebens noch nicht, und glaubt auch nicht an sie; und dieß ist gut, denn sonst würde ihm auch diese schöne Zeit der Jugend verbittert und vergiftet. O wie sorgenlos durchzog ich mit meinen Eltern und Stammesgenossen als heiteres Zigeunermädchen die deutschen Gauen; von Gram und Leiden hatte ich damals noch keinen Begriff, und jetzt so unglücklich! mein Geist ist verwirrt und mein Herz zerrissen, und die Menschheit mir verhaßt. Aber, o ich Thörin! ich will dieß nicht gesagt haben; es soll bei mir bleiben und mich quälen bis in's Grab! — Nun geht ihr Knaben, die ihr noch Nichts gekostet von des Lebens Bitterkeit!“

Die beiden Knaben verließen nach diesem kurzen Besuche erschüttert die Zigeunerhütte, gelobten auf der Spitze des Hügel, im Angesichte des Sees, sich treue Freundschaft und trennten sich dann, indem jeder seiner Heimath zueilte.



## 7. Gemeinsame Jugendfreuden.

Das ist Lust und ist Gewinn,  
Wenn für das, was schön und gut,  
Gott Dir gab gesunden Sinn  
Und zum Schaffen frischen Muth.



Konrad besuchte unterdessen, so oft er konnte, die Krattenburg und machte dabei die erfreulichsten Fortschritte in Bildung und Kenntnissen. Im Umgange mit Emma verfloßen ihm die köstlichsten Stunden; sie war ja so sanft, so herablassend, so liebenswürdig; sie wurde immer blühender und reizender und tugendhafter, so daß der allmählig zum Jünglinge heranreifende Konrad oft die Scheidewand des Standes verwünschte, welche zwischen ihm und Emma stand.

Dafür, daß Joseph ihn bei der „alten Heye“ eingeführt hatte, wollte er ihm auch eine Freude bereiten, und zwar eine viel größere, er wollte ihm Zutritt in die Krattenburg verschaffen. Die Erlaubniß dazu hatte er von der Herrschaft schon; denn die Burgfrau und Emma wollten den Freund ihres lieben Konrad auch näher kennen lernen. Das war nun ein anderer Empfang, als in der Zigeunerhütte! und was da Alles zu sehen war! Denn Emma zeigte und erklärte dem schüchternen, aber ganz entzückten Joseph Alles in der liebenswürdigsten Weise. Und als zuletzt den beiden Jünglingen noch eine Erfrischung gereicht wurde, und sie in einer so vornehmen Burg speisen durften, waren sie die glücklichsten Menschen auf der Welt, und noch viele Jahre dachten sie mit Freude an diesen seligen Tag.

Bei dieser Gelegenheit kam Joseph auch einmal in Konrad's Heimath und sah, was dieser, der viel mechanische Geschicklichkeit besaß, schon Alles fertig hatte. Dafür mußte Konrad jetzt auch ihn besuchen und seine Bücher und Bilder, und was er sonst hatte, ansehen. Dieser Gegenbesuch fand schon in den nächsten Tagen statt. Sobald Alles besichtigt war, rief Joseph: „Nun fällt mir was ein! Da es so herrliches Wetter ist, gehen wir jetzt nach Rohr hinüber, es ist ja nur eine Viertelstunde und mein Vetter, der Seemeister des Ritters, muß uns über den See fahren!“

„Das ist mir sehr erwünscht!“ rief Konrad aus; „ich bin in meinem ganzen Leben noch nie auf einem Schiffe gefahren.“

Sie machten sich also gleich auf den Weg, waren bald in Rohr und nach wenigen Minuten auch im Fischerkahn. Martha, die gute Tochter des Veters, war Capitän, Steuermann und Ruderknecht in einer Person auf dieser gewaltigen Fregatte, mit welcher die beiden Freunde die größte Wasserfläche, die sie bis jetzt kannten, ganz entzückt durchsegelten. Herrlich blühten rings die weißen Wasserrosen, und der Wasserknöterich \*) streckte allerorts auch schon seine fleischfarbige Aehre aus der ruhigen Fluth heraus. Ueber ihren Häuptern flogen Kiebitze und schreiende Möven dahin, und in dem klaren Gewässer wurde dann und wann ein Hecht, eine Schleie oder eine Karppe erblickt. Da die Brutzeit der Möven schon weit vorgeschritten war, wurde einer nahen Insel zugesteuert, um ein interessantes Schauspiel zu sehen. Sobald sie ihr nahe kamen, erhoben sich all die Hunderte von Möven mit einem Schlage wie eine Wolke in die Luft, umkreisten in wildem Fluge ihre Köpfe und machten einen unbeschreiblichen Lärm, ein wahres Höllengelächter, so daß die beiden jungen Seefahrer in Angst geriethen und beinahe für ihr Leben zu bangen angingen. Doch, man ließ die

\*) Polygonum amphibium.

Möven schreien und protestiren und landete an der Insel. Diese war theils von den großen und sonderbar gefleckten Eiern, theils von den schon ausgeschlossenen Jungen so bedeckt, daß man fast nicht gehen konnte, ohne das eine oder andere zu zertreten. Das Toben und Schreien der aufgeregten und für ihre Brut besorgten Lachmöven war nicht lange zum Aushalten, und so segelte man bald ab und zwar gerade dem Hügel zu, auf welchem die Zigeunerhütte stand.

Als nach der Entfernung von der Insel die Möven sich wieder beruhigten, das Geschrei nachließ, und man wieder mit einander reden konnte, fragte Konrad, ob man die Möven-Eier nicht auch essen könne. „O ja“, erwiderte Martha; „deshalb werden von den umliegenden Bewohnern viele geholt, obgleich es verboten ist. Die Maboöcke wurden dadurch schon einmal so erbittert, daß sie mitten im Sommer am nämlichen Tage alle miteinander fortzogen und mehrere Jahre nicht mehr kamen, und das war ein großer Schaden für die Gegend; denn da nahmen die Engerlinge sehr überhand und die Ernte fiel schlecht aus.“ — „Schaut!“ rief jetzt Joseph, „Miglantha steht schon auf dem Hügel und erwartet uns!“ Jeder pflückte nun eine schöne Seerose, um ihr ein Geschenk von ihrer freudigen Wasserfahrt mitzubringen.

Am Ufer angekommen, stiegen sie aus, dankten Martha für ihre Mühe und eilten den Hügel hinauf. „Euere Seefahrt“, rief Miglantha ihnen entgegen, „war ruhig, aber auf euerer Lebensfahrt werden gewaltige Stürme euch treffen. — Die Wasserrosen, welche ihr mir da bringen wollt, sind noch keine Viertelstunde ihrem Lebens-Element entrißen, und schon verlieren sie ihre Schönheit und beginnen zu welken; hütet euch, in eine Lebensstellung euch zu drängen, die euch fremd ist, nach Hohem zu streben, die ihr für die Niedrigkeit geschaffen seid!“ Nach diesen Worten, welche hauptsächlich Konrad gelten sollten, führte sie beide in ihre Hütte, sprach in exaltirtem Zustande noch Manches, was ihr wirrer Sinn,

ihr Lebens-Ueberdruß und ihre vermeintliche Wahrsagergabe ihr eingab und entließ sie mit der Mahnung, oft an die Seerose zu denken.

Nun wurde auch einmal ein Tag bestimmt für einen Ausflug in's „Wurzacher Ried“, das fast unübersehbar, düster und unheimlich stets vor ihren Augen dalag, und das sie nur am äußersten, südlichen Rande bis jetzt kannten, wo sie den Eltern beim Torfstechen jedes Frühjahr helfen mußten. Dießmal gedachten sie tief in's Innere einzudringen, bis zum verrufenen und viel besprochenen Schwindelsee sich hinunterzuwagen. Dazu wurde ein Feiertag bestimmt, und gleich nach dem Vormittagsgottesdienste machten sie sich auf den Weg.

Dieses Ried wird von Westen nach Osten von der Mitrach durchströmt, doch so, daß südlich von dem Flüsschen nur ein schmaler Streifen des Moores liegt, Derjenige also, welcher tiefer in dasselbe eindringen will, über dieses Wasser setzen, oder die im westlichsten Ende befindlichen Quellen umgehen muß.

Es handelte sich also vor Allem darum, eine leichte Uebergangsstelle zu finden, und eine solche wurde nach langem Suchen und Sondiren mit der Stange dann auch aufgefunden.

Lohnt sich aber auch die Mühe, welche man darauf verwendet, eine so trostlose Moorfläche zu betreten, auf deren schwarzem, entweder ganz ausgebranntem oder sumpfigen Boden nur verkrüppelte Farnen, Heidekraut, Gränke \*) und Schwindelbeeren \*\*) wachsen? O gewiß! Schon das Außergewöhnliche, das Abstechende von der angewohnten Natur macht Eindruck auf unser Gemüth und Phantasie. Dann haben wir,

\*) *Andrómeda polifolia.*

\*\*) *Vaccinium uliginosum.*

während das bebautte Land als Sklave, als künstlich verändertes Stück Erde uns erscheinen muß, in der Heide und im Moor wieder den freien Mann in seinem natürlichen, wenn gleich ernstern und unscheinbaren Gewande vor uns. Ferner diese feierliche Stille, welche über der einsamen Fläche liegt und die nur durch das Summen der Insekten ein wenig gestört wird, oder durch den heisern Schrei eines Sumpfvogels, der rasch vorüber fliegt. Und wie das Meer, so macht jede große, einförmige, durch Nichts unterbrochene Fläche mehr oder weniger den Eindruck der Unendlichkeit auf uns, hat somit etwas Anziehendes und ernst Stimmendes.

Unsere zwei jungen Wanderer drangen also rüstig und muthig in nördlicher Richtung vor, wurden aber immer schweigsamer, denn ein wunderbares Gefühl ergriff Beide; es kam ihnen fast vor, als ob sie plötzlich auf einen ausgestorbenen und ausgebrannten Planeten geschleudert worden seien. Da fühlten sie sich, obgleich ihrer zwei waren, so einsam, so verschwindend, wie ein Fahrzeug auf dem weiten Ocean; ist ja Meer und Moor schon sprachlich sich so ähnlich, sogar verwandt, da letzteres ja auch dem Wasser seine Entstehung und sein Dasein verdankt. Moderner Nests von Sumpfpflanzen, an manchen Stellen mit Baumstämmen der Vorzeit durchzogen, und zähes, grünweißliches Moos, \*) das unten fault, oben aber stets neu hervortreibt und mitunter 2 Meter dicke Schichten bildet, haben sich hier zu einem dunkelbraunen Gemenge, gleichsam zu einem wasserhaltigen Riesenschwamm zusammengefügt. Das ist der Torf, welcher getrocknet als Brennmaterial benutzt wird; weßhalb schon der römische Schriftsteller Plinius sagt, daß die Deutschen Erde brennen.

Vorsichtig schritten die Bursche weiter, denn immer tiefer sinkt der Fuß in den elastischen Grund, und zahlreiche, tiefe mit braunem Wasser gefüllte Erdspalten durchziehen das Moor,

\*) Verschiedene Arten von Sphagnum.

oder sind auch unter überhängenden Preisel-\*) und Schwindelbeerstauden tückisch versteckt; und so geschah es, daß Joseph in eine solche gefährliche Spalte hineinfiel, sich jedoch so lange an dem Gestrüppe festhalten konnte, bis Konrad herbeikam und ihn aus der wüsten Brüche herauszog.

Bald darauf rief Konrad: „Horch, ich höre eine Ziege mäckern! es muß sich eine so weit in's Nied herein verirrt haben.“ Nach wenigen Minuten vernahm auch Joseph diesen Ton und rief lachend: „Schau, dort fliegt Deine Ziege!“ Und als Konrad allen Ernstes behauptete, er habe wirklich das Mäckern einer Geiß gehört, belehrte ihn Joseph, daß eben jener Vogel, den sie so raschen Fluges die Luft durchschneiden sahen, solche Töne hervorbringe, weshalb er Himmelsziege oder Haberbock heiße, von den Jägern aber Bekajine\*\*) genannt werde.

Jetzt lenkten sie ihre Schritte einer Gruppe höherer Kiefern zu, die in der Entfernung einer Viertelstunde sich ihren Blicken zeigten, denn dort mußte der unheimliche Schwindelsee liegen. Auf dem Wege dahin erzählte Jeder dem Andern, was er über diesen See gehört hatte, daß er z. B. schon an seinen Ufern bodenlos und unergründlich sei, daß von der versunkenen Stadt, welche ehemals das ganze Nied eingenommen, dort die Kirche gestanden habe; bei recht hellem Wetter und klarem Wasser habe man schon öfter den Thurm erblickt. Ein Jäger habe einmal geglaubt, es schwimme in diesem Wasser ein großes, ganz mit Moos bewachsenes Stück Holz; als er aber mit einem langen Stecken es angerührt, sei es mit einer Heftigkeit untergetaucht, daß rings der Boden gezittert habe; es sei dieses ein riesenhafter Fisch von ungeheurem Alter gewesen. Solche und ähnliche Sagen erzählten sie sich.

„Jetzt fällt mir auch was ein!“ rief Joseph. „Miglantha

\*) *Vaccinium Vitis idæa*.

\*\*) *Gallinago scolopacinus*.

hat mir gesagt, daß in der Nähe des Schwindelsees die berühmte und äußerst seltene Schlangenzurz<sup>\*)</sup> wachse, welche zu Vielem sehr gut sei.“ — „Auf diese müssen wir fahnden!“ sagte Konrad, „da könntest Du der alten Zauberin eine große Freude damit machen.“

Am See angelangt, besichtigten sie ihn sehr genau und sie fanden auch, daß er schon am Ufer äußerst tief sein müsse, weßhalb sie auf der trügerischen Moosdecke sich nicht bis unmittelbar an's Wasser hinwagten. Nicht weit vom See entfernt, erblickten sie auch gleich die Drachenzurz mit ihren bereits rothen Beeren, konnten aber, obgleich Konrad sich alle Mühe gab, nicht zu ihr gelangen. Denn bei jedem Schritte wurde der Boden, welcher vielleicht nur aus einer dünnen Moosdecke bestand, schwankender und unsicherer, und es war Gefahr durchzubrechen und für immer von der Erdoberfläche zu verschwinden. Hätten sie Bretter gehabt, wäre es thunlich gewesen, ohne solche war es aber eine Unmöglichkeit.

Sie hatten sich noch nicht weit vom Schwindelsee, in der Richtung gegen Wurzach, entfernt, als sie auf ein Todtengeripp von einem Menschen stießen. Sie erschrocken heftig, faßten dann aber Muth und untersuchten den traurigen Fund. Es waren nur noch die Gebeine vorhanden, keine Spur mehr von Fleisch, und auch von den Kleidern kaum mehr einige unscheinbare Ueberreste nebst mehreren Metallknöpfen von eigenthümlicher Form. Diese konnten möglicherweise einigen Aufschluß über den Unglücklichen geben, und so nahmen sie einige davon mit, verließen das Ried, eilten Wurzach zu und machten dort Anzeige. Die Gebeine wurden dann am folgenden Tage abgeholt und beerdigt; aus den Kleiderknöpfen aber ergab sich, daß ein Mann, der vor etwa 10 Jahren verschollen war, solche getragen habe. Dieser war damals im Winter von Wurzach nach Waldsee gereist und nicht mehr zurückgekommen; er hatte sich also mitten

\*) *Calla palustris*.

in's Ried hinein verirrt, wohin oft Jahrzehnte lang kein menschliches Wesen kommt, und dort im Schnee seinen Tod gefunden.

Auf dem Wege von Wurzach nach Ziegelbach zwischen beiden Orten in der Mitte, da, wo die Straße nach Heidegau rechts sich abzweigt, steht ein sehr hohes hölzernes Kreuz von schwarzer Farbe, daher nur „das schwarze Kreuz“ genannt. Die Sonne ging gerade in aller Klarheit unter, als die beiden Freunde bei diesem Kreuze ankamen. Da sagte Joseph: „Konrad, wie kommt es denn, daß dieses Kreuz, da doch alle anderen Kreuze der Gegend roth angestrichen sind, eine schwarze Farbe hat?“ — „Es hat dieses“, erwiderte Konrad, „wie meine Mutter sagt, eine historische Bedeutung, es ist eine Erinnerung an den sogenannten „schwarzen Tod“, der von 1346 bis 1348 die Gegend so schrecklich verheert hat. Als nämlich diese schreckliche Pest schon in Wurzach furchtbar wüthete, habe die Gemeinde Ziegelbach durch vertrauensvolles Gebet zum heiligen Sebastian diese Geißel Gottes von sich fern gehalten; sie wäre nicht weiter als bis hieher gekommen, und an diesem Platze sei der letzte auf der Straße todt niedergestürzt. Doch diese Sage ist nicht richtig; denn unsere Pfarrei wurde durch jene Pest ja grauenhaft verheert; es sollen bis auf eine einzige Frau alle Leute hingerafft worden sein. Es wird also eine andere Sage richtiger sein, daß beim Aufhören der Pest die letzte Person überhaupt hier am „schwarzen Tod“ gestorben sei.“

Während dieses Gespräches waren die beiden Freunde da angekommen, wo sie sich trennen mußten. Ermüdet, aber wohlgemuth und befriedigt, kam Jeder zu Hause an und konnte den Seinigen viel erzählen von den Erlebnissen dieses schönen Tages.

## 8. Ohne Erfolg.

Welch Bemühen! welches Ringen!  
 Doch gelang' ich nicht an's Ziel.  
 Soll's denn niemals mir gelingen?  
 Bleib' ich stets der Ungunst Spiel? —  
 Doch ich will mit starken Schwingen  
 Immer, immer vorwärts bringen,  
 Ausbauer gab der Herr mir viel!



Die Mahnung der „alten Hexe“, an die Seerose zu denken, scheinen die beiden Jünglinge sich nicht besonders zu Gemüthe geführt zu haben. Konrad weilte nirgends so gern, als in der Krattenburg, brachte jede freie Zeit in der adeligen Familie zu und blickte sehnsüchtig zu der schön blühenden Blume empor, die nicht für ihn gewachsen war. Auch Ritter Braunhold hatte den jungen Menschen mit seinem heiteren und offenen Gemüthe lieb und gab sich, wenn er zu Hause war, viel mit ihm ab.

Joseph, dem seine Bücher über Alles gingen, und Wissenschaft als das Höchste galt, fand an seinen ländlichen Beschäftigungen immer mehr Ueberdruß und strebte mit aller Kraft in eine andere Lebenssphäre zu kommen.

Ein jeder der beiden Freunde ging seinen eigenen Weg und lebte seinen Ideen gern allein, und so kam es, daß sie sich immer seltener besuchten und gegen einander verschlossener wurden; ihre Freundschaft schien, wie *Miglantha* vorausgesagt, allmählig einschlummern zu wollen.

Konrad fühlte sich in seinem Adlerfluge zur Sonne, obgleich er, zu ihr zu gelangen, sich keine Hoffnung machen durfte, glücklich und blieb heiter; Joseph dagegen war es

nicht. Mit seinem Stande konnte er sich nicht versöhnen und in einen anderen nicht gelangen; weßhalb oft schwermüthige und melancholische Gedanken, die dem Uebergangsalter vom Knaben zum Jünglinge ohnehin gerne eigen sind, seine Seele düster umlagerten und ihn, so oft er konnte, in die Einsamkeit trieben. Romantischen Sinnes, wie Wenige, fand er nur eine äußerst prosaische Wirklichkeit um sich her; fast von schwärmerischer Religiosität, erblickte er in der damaligen Zeit nur die graßeste Laueheit und Gleichgiltigkeit. Er betete viel und las gern gute Bücher, aber mitunter fiel auch eine schlimme Schrift in seine Hände, und auch diese wurde gierig verschlungen. Und so konnte es nicht anders kommen, als daß er selbst in's Unklare kam, welchem Ziele er zusteuern solle. Doch, es war bei ihm ein guter, echt christlicher Grund gelegt, und so irrte er nie gar weit vom rechten Wege ab, und die Vorsehung sorgte ihrerseits hinlänglich für ihn.

An einem kalten aber heiteren Tag des Vorfrühlings kehrte in seinem elterlichen Hause ein Mann aus der benachbarten Pfarrgemeinde Arnach ein, den er zwar noch nie gesehen, aber schon öfters von ihm gehört hatte. Es war dieß ein alter Soldat und ein großer Bücherfreund; er lebte vom Landbaue und führte ein ganz einsames, fast klösterliches Leben. Dieser sein Besuch galt hauptsächlich Joseph's vielen Büchern, von denen er schon oft hatte reden hören. Joseph gewann diesen alten, blatternarbigten Mann von ganz eigenthümlichen Manieren nach kurzer Unterredung bald lieb; er fand, daß dieser sein Mann sei, ein Mann, mit dem sich über etwas Höheres, als nur über Ochsen und Pferde und Getreidepreise reden lasse. Bald kamen sie auch auf das Religiöse zu sprechen; dieser Mann erzählte ihm unter

Anderm von der heiligen Büsserin Margaretha von Cortona, Joseph ihm sodann die Geschichte einer anderen Büsserin, der Maria von Aegypten, und von ihrer wunderbaren Befehung, die ihm so christlich = romantisch vorkam, und dazu noch die poesiereiche Geschichte der beiden heiligen Einsiedler Paulus und Antonius. Sie schieden gegenseitig sehr erbaut von einander und besuchten sich später noch mehrmal.

Für Joseph's Sinn und Geistesrichtung war der Weg nun schon etwas deutlicher vorgezeichnet; und als der schwankende Jüngling noch vom heiligen Benedikt und von der Stiftung seines Ordens und von der strengen Lebensweise dieser Mönche gelesen, so stand sein Entschluß fest, den Ordensstand zu wählen und in einem Kloster nur Gott und der Wissenschaft zu leben. Die Eltern durften vor der Hand noch Nichts davon wissen. Zuerst wandte er sich nun an seinen Seelsorger, den damaligen Pfarrer in Ziegelbach. Dieser aber, ein stets kränklicher Mann, der ohnehin herb und wenig zugänglich war und zudem kein großer Freund der Klöster zu sein schien, rieth ihm, diesen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen und seinen Eltern arbeiten zu helfen. Das war schon eiskaltes Wasser auf seine glühende Idee, konnte sie aber doch nicht ganz auslöschen.

Er entschloß sich nun, selbst ein Kloster zu besuchen und Erkundigung einzuziehen, ob keine Hoffnung, Aufnahme zu finden, vorhanden sei. Haus und Gut seines Vaters gehörten zu dem Benediktinerkloster Schussenried, das etwa 6 Stunden von seiner Heimath entfernt ist. Er bat seine Eltern, eine Wallfahrt zur seligen Elisabeth in Reute, die dort im Jahr 1420 im Rufe der Heiligkeit gestorben war, machen zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß und ging dann wirklich nach Reute, aber, sobald er dort seine Andacht verrichtet hatte, noch weiter, dem Reichskloster Schussenried zu. Aber, mag es nur Zufall gewesen, oder mag es deswegen geschehen sein, weil er die Erlaubniß der Eltern nur bis Reute hatte,

jetzt ging es ihm schlecht. In dem großen Aulendorfer Forst verirrte er sich, lief lange, ein paar Stunden, angstvoll im Walde herum und ermüdete vollständig; er wußte gar nicht mehr, welche Richtung er einschlagen müsse. Da erblickte er endlich eine Köhlerhütte und auf diese ging er zu. Der Köhler erquickte ihn mit Brod und Wasser und wies ihm den Weg aus dem Walde. Er eilte nun so gut er konnte; aber er hatte schon zu viel Zeit in Reute zugebracht und im Walde verloren, so daß gar nicht mehr daran zu denken war, heute wieder nach Hause zu kommen. Zudem ergriff den zur Schwermuth geneigten Jüngling, da er so allein und ermüdet dahin wanderte, ein heftiges Heimweh, so daß er fast wünschte, zu Hause bei den Eltern geblieben zu sein. In Gedanken vertieft und immer unerschläffig, ob er umkehren, oder weiter gehen sollte, kam er an den schönen Schwaigfurter Weiher. Dieser und das romantische Landhaus, auf dessen Insel, Alles ein Eigenthum des Klosters Schussenried, sprach ihn sehr an und riß ihn wieder aus seinem Trübfinne heraus, so daß er wohlgemuth dieser Abtei zuwanderte, doch erst Abends spät bei ihr anlangte. Aber die schönen und großen Gebäude, vor denen er jetzt stand, nahmen ihm wieder den Muth. Wie sollte er, der schüchterne Bauernbursche, sie zu betreten, wie sollte er gar die Bitte um Aufnahme vorzubringen wagen? Doch dieses sollte erst morgen geschehen, heute war es schon zu spät; und jeder Morgen bringt wieder neuen Muth. Und so zog er dann in der Früh, nachdem er eine heilige Messe angehört, mit hochklopfendem Herzen die Pfortenglocke des Klosters. Der Portner kam und fragte, was er wolle.

„Ich möchte in's Kloster aufgenommen werden“, war Joseph's kaum hörbare Antwort.

„So? sonst Nichts?“ erwiderte Jener mit fast spöttischer Miene. „Nun, so muß ich Dich halt zum Pater Prior hinaufführen; es wird aber wahrscheinlich Nichts daraus

werden.“ Er führte ihn nun durch die düsteren gothischen Kreuzgänge des damaligen Klosters hindurch, die Stiege hinauf und in die Zelle des dicken Priors, dessen Miene mit Joseph's idealer Vorstellung von einem frommen und gelehrten Mönche nicht recht übereinstimmen wollte. Nachdem der Portner dem Prior mitgetheilt, was die Absicht dieses jungen Menschen sei, sagte der Prior: „Wir nehmen keine Laienbrüder auf.“

„Ja ich möchte gern Priester werden“, erwiderte Joseph.

„Was? Priester werden?“ rief der ehrwürdige Prior.

„Hast Du denn studirt? Deiner Kleidung nach nicht.“

„Nein“, war Joseph's entmuthigte Antwort.

„Und schon ganz ausgewachsen und noch studiren wollen! Das geht nicht; und zudem haben wir keine Studien-Anstalt im Kloster. Also bleibe, was Du bist! Behüte Dich Gott!“ So entließ er ihn, ohne nur zu fragen, wo er her sei.

Auf solche Weise abgewiesen, blieb Joseph keine Viertelstunde mehr in Schussenried, sondern trat sogleich den Rückweg nach Hause an, wo man feinetwegen schon längst sehr bekümmert war. Dort angekommen, erzählte er, daß und warum er in Schussenried gewesen sei, ganz offenherzig, und auch seine Erlebnisse. Der Vater gab ihm einen ernstern Verweis, die Mutter aber, mit feiner Gesinnung einverstanden, hatte Mitleid mit ihm und bedauerte, daß er vergeblich solchen Beschwerden sich unterzogen habe.

---

Nachdem Joseph einige Zeit ziemlich beruhigt in der Heimath gelebt hatte, regte sich allmählig wieder immer stärker die nämliche Sehnsucht nach klösterlicher Zurückgezogenheit, und er entschloß sich, auf's Neue einen Versuch zu machen, und zwar im Kloster Ochsenhausen. Diesmal geschah es mit Wissen der Eltern; der Vater sah es freilich sehr ungern.

Schon hatte Joseph — es war ein recht heißer Sommer- tag — die Höhen von Bellamont hinter sich und wanderte sorgenvoll und wieder ziemlich verzagt auf der staubigen Straße dahin und dem in engem Thale gelegenen Rottum zu, als er mit einem jungen Mönche, den er als einen Benediktiner erkannte, zusammentraf. Dieser, der sogleich einen ganz andern Eindruck auf ihn machte, als der würdige Prior in Schussenried, fragte ihn äußerst freundlich, wo er hinreise.

„Nach Kloster Ochsenhausen“, war Joseph's Antwort.

„Schön!“ sagte der Pater, „dann gehen wir miteinander, damit uns der Weg weniger langweilig vorkommt; wir haben wenigstens noch anderthalb Stunden zu gehen.“ Der Ordensmann fragte ihn dann, wo er her sei, wie er heiße, ob er Geschwister habe und Verschiedenes, und zuletzt auch, was er in Ochsenhausen für Geschäfte habe. Als er von seiner Absicht hörte, in's Kloster eintreten zu wollen, sagte er bedenklich und den Kopf schüttelnd: „Joseph, das wird schwer gehen! ich meine, du machst diesen weiten Weg vergeblich.“

„Ja könntet Ihr, hochwürdiger Herr“, flehte Joseph, nicht ein gutes Wort für mich einlegen? o ich wollte für Euch gern recht beten, und meine Mutter würde es auch thun.“

„Mein guter Joseph“, sagte der Mönch, „ich gehe nach Ochsenhausen nur auf Besuch, oder vielmehr Geschäfte halber; ich gehöre dem Kloster Weingarten an, wo wir gegenwärtig auch Leute genug haben. Doch ich werde in Ochsenhausen deinetwegen mit dem hochwürdigsten Abte sprechen.“

Als sie an ihrem Ziele ankamen und vor der Klosterpforte sich trennten, sagte der Mönch zu Joseph: „Bete jetzt noch recht andächtig zu Gott und zum heiligen Benedikt um Glück bei Deinem Vorhaben, und wenn Du keine Aufnahme findest, denke, es sei dies der Wille Gottes! Und damit Du weißt, wer Dein Reisegefährte gewesen sei, so merke Dir den Namen: ich bin der Pater Gerwig Blarer!“

In dem Wirthshause, in welchem Joseph übernachtete, traf er einen reisenden Handelsmann aus der Schweiz, der, äußerst redselig, sich gleich in ein vertrauliches Gespräch mit ihm einließ und ihn auch um den Zweck seiner Reise fragte. Als Joseph ihm diesen nannte, sagte der Schweizer: „Bei uns in Appenzell ist ein großes Franziskanerkloster; solltet Ihr also hier euren Zweck nicht erreichen, so schreibt nur einen Brief an unser Kloster, und Ihr werdet sehen, daß es geht!“

Als Joseph am folgenden Tage in die Reichs-Abtei sich begab und mit dem Prälaten zu sprechen wünschte, wurde er nicht vorgelassen, sondern es wurde ihm gesagt, daß gegenwärtig unter keiner Bedingung Jemand aufgenommen werde. So kehrte er also, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, niedergeschlagen nach Hause zurück.

Das, was er von jenem Appenzeller vernommen, hatte er noch nicht vergessen, und so wandte er sich in dieser Angelegenheit an den Herrn Pfarrer; und dieser hatte, da er sah, daß es Joseph Ernst sei, die Güte, brieflich sich an jenes Franziskanerkloster zu wenden. geraume Zeit verfloß, bis eine Antwort kam. Diese war allerdings nicht abschlägig, aber es wurden für ihn, als Ausländer, solche Bedingungen gestellt, die nicht leicht zu erfüllen waren. Nachdem ein Versuch im Kloster Weissenau ebenfalls fehlgeschlagen hatte, gab Joseph die Hoffnung auf und faßte den Entschluß, für immer zu Hause zu bleiben.

## 9. Eine andere Zeit bricht an.



Unterdesſen waren Ereigniſſe ganz ernſter und weitgreifender Natur in Deutſchland vor ſich gegangen. Schon im Spätherbſte des vorigen Jahres 1517 hatte der Auguſtiner-Mönch Luther Grundſätze zu verbreiten angefangen, die mit der Lehre der katholiſchen Kirche nicht mehr harmonirten. Und ſeitdem gingen, da er im Streite mit ſeinen Gegnern ſich ſteis mehr erhitzte, ſeine Behauptungen immer weiter, ſeine Anſichten wurden immer ſchroffer, ſeine Lehren immer irrthümlicher. Dieſe waren freilich von der Kirche noch nicht verworfen, drangen aber jezt ſchon unter das Volk und fingen das biſher unerſchütterte Anſehen der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit zu untergraben, den Glauben wankend zu machen an. Die Unbotmäßigkeit eines Bettelmönchs gegen den Papſt ſelbſt war dem Volke eine erwünſchte Aufmunterung, auch ihren adeligen Gutſbesitzern und ihren Pfarrern, ſo gut es ging, den Gehorſam zu verſagen. Zwar jezt ging es noch nicht ſogleich, aber der Grund dazu wurde einſtweilen gelegt und auf dieſem gelegentlich weiter gebaut.

Und wahrlich, der Boden für dieſen verderblichen Grundſtein konnte nie günſtiger ſein, als er damals gerade war! Das Volk war unwiſſend und roh, ſeine Religion größentheils nur eine ganz unerbauliche, mechaniſche Aeußerlichkeit;

Kann ein Baum mit edeln Früchten lohnen,  
Welcher aus des Irrthums Wurzel treibt?  
Nein! im Wipfel nur der Wahrheit thronen  
Gene, deren Werth für immer bleibt.

von richtiger und geistiger Auffassung der Heilswahrheiten oft keine Spur, und was der Lebendigkeit des Glaubens abging, mußte der Aberglaube ersetzen. Und an diesem traurigen Zustande war die Rauheit und Unwissenheit vieler Priester und Bischöfe der damaligen Zeit nicht die geringste Ursache. Die Bauern waren Leibeigene und waren gedrückt und verachtet, was nur Haß gegen den oft übermüthigen Adel und die reichen Klöster hervorrufen konnte. Kein Wunder also, wenn diese neuen Ideen und die etwas später erfolgten wirklichen Aufforderungen von Seiten einiger Reformatoren, diesem Druck ein Ende zu machen und das harte Joch abzuschütteln, von den Bauern gierig aufgefaßt und zu ihrem Vortheil verwerthet wurden. Doch wir wollen einige von diesen Leuten selbst kennen lernen und reden hören!

An einem kalten Dezembertage des Jahres 1518 saßen im Wirthshause zu Heidgau mehrere Männer beisammen, deren ganzes Wesen schon zeigte, wessen Geistes Kinder sie waren, noch mehr wurde es klar aus ihren Reden.

„Eine verfluchte Calamität!“ rief ein dicker und äußerst roh aussehender Bauer, indem er mit seiner massiven Faust auf den Tisch schlug, „daß man fortwährend in Geldnoth ist! man könnte sonst diesen Winter so gemüthlich mit einander im Wirthshause zubringen. Hi hi hi.“

„Hast Recht, Moxinger“, rief eine schwächliche und blasse Figur, der Schweinschneider von Heidgau, welcher jeden Satz, den er sprach, mit einem kräftigen Fluch begleitete, und der jedesmal hinzuzudenken ist; „hast ganz Recht! Aber woher kommt es, daß wir kein Geld haben? — Daher, weil wir immer für Andere arbeiten müssen.“

„Ja, für den Kerl dort droben“, ergänzte der Sattlbauer von Rohrbach des Andern Antwort, indem er gegen die Krattenburg seinen muskulösen Arm ausstreckte.

„Ich meine“, schrieb Moxinger, „es kommt bald eine

Zeit, da es anders wird, es muß anders werden! hi hi“, wie gewöhnlich ein wieherndes Gelächter aufschlagend.

„Ja, Hagel und Donner! es muß anders werden!“ repondirte der Schweinschneider. „Aber wie solls anders werden?“

„Wenn wir all die vornehmen Blutsauger todtschlagen“, sagte Mozinger. „Hab' ich nicht Recht? Hi hi hi.“

„Ja, das wird das Beste sein“, bestätigte der Sattelbauer, sein sinnlich ausgeschämtes Gesicht durch ein teuflisches Lächeln noch mehr entwürdigend. „Denn daß man diesem Lumpen dort droben mit seinen Blechhosen nur den rothen Hahn auf das Haus setzt, wie ich schon oft im Sinn gehabt, damit ist nicht geholfen.“

„Nein, nicht geholfen“, lallte der Schweinschneider, welcher schon wieder betrunken war; „wir müßten ihm selbst sein Nest wieder aufbauen; das sag' ich.“

„Warum redest denn Du gar nicht, Müllerhans?“ rief Mozinger; „Du hockst ja da, ob Du den stummen Teufel im Magen liegen habest, von welchem der Pfarrer schon einmal gepredigt hat. Hi hi.“

Zornflammenden Blickes brüllte dieser: „Schweig' mir von den Pfaffen, oder ich werde noch fuchtiger! — Ja, einer gefällt mir, der nämlich, welcher gegenwärtig in Sachsen Freiheit predigt und selbst dem Papst den Gehorsam auffündigt; dieser Luther, oder wie er heißt, der ist mein Mann!“

„Ja, der ist unser Mann!“ schrieen die Andern, „der soll leben!“ und leerten dabei ihre großen Bierkrüge.

„Wer ist denn dieser Papst?“ schrie der Sattelbauer; „ist er auch so ein Blechritter?“

„Da kennst Du dich schlecht aus in diesem Zeug, Alter!“ rief der Schweinschneider lachend, „er ist ja der oberste Bischof, und was ein Bischof ist, wirst Du doch wissen?“

„Das mein' ich“, sagte der Sattelmacher; „hab' ja als Bub' eine Ohrfeige von einem bekommen.“

„Hättest aber“, sagte Moxinger, „wahrscheinlich schon damals zwei verdient; hi hi hi.“

„Wir brauchen keinen Papst und keinen Bischof“, lärnte der besoffene Schweinschneider.

„Und unsern Pfaffen da drüben in Ziegelbach“, brüllte der Müllerhans, „werden wir hoffentlich auch bald wegbringen; wir machen diesem kranken Herrn Aerger bis es ihn verreißt.“

Als sie noch lange solch saftige Gespräche geführt, sich gegenseitig erhitzt und dabei viel Bier und Schnaps vertilgt hatten, trat ein großer und stämmiger Mann zur Thüre herein, aus dessen Blick und Miene der roheste Trotz und die brutalste Gewaltthätigkeit herausblickte. Sein Gewand bestand aus ledernen Beinkleidern, die von ihrer ursprünglichen Farbe nur noch undeutliche Spuren zeigten, und in einem abgetragenen Kittel von grobem Wollentuche, der etwas weniger auffällig war, als seine Hosen. Den sehr verwitterten, mit einer rothen Feder verzierten Filzhut hatte er schief und herausfordernd auf seine buschigen schwarzen Locken gedrückt.

„Himmel! wo kommst Du her, Fimmelmayer?“ rief Moxinger.

„Geradenwegs aus dem Zuchthaus“, gab dieser mit trotziger Stimme zur Antwort. „Wirth, bring' mir eine Maß!“

„Ja, Saperment! und die bezahl' ich“, lallte der Schweinschneider.

„Also deßhalb“, sagte Moxinger, „daß Du einige Reh und Haasen geschossen, die unsere Saathfelder verwüsten, hat Dich der Krattenburger einsperren lassen? Hi hi hi.“

„Ja, 2 Jahre lang, wofür ihn Gott ewig verdammen

möge“, brummte Fimmelmayer und schoß feurige Blicke der Rache aus seinen rollenden Augen.

„Hab' nur Geduld, es muß bald anders werden!“ meinte der Sattelbauer; „wir müssen allmählig daran denken, uns selbst zu helfen.“

„Wenn alle gleich gesinnt wären, dann wären wir mit diesen Blechhosen und Prälatenbäuchen bald fertig“, sagte der Wirth mit seinem bläurten Biergesichte. „Wir in Heidgau stehen alle wie ein Mann. Dächten alle Bauern der Herrschaft so wie wir, so würden wir dem Krattenburger bald den Daumen auf den Nabel setzen.“

„So einig sind wir in Rohrbach noch nicht“, sagte der Sattelbauer; „wir haben ein paar so bigotte Pfaffenfreunde, denen man gar nicht trauen darf, wenn man nicht verrathen werden will.“

„Sie sollen's nur probiren“, brüllte Müllerhans, „dann sehen sie das Tageslicht nicht mehr gar lang; mit solchen Schuften mach' ich wenig Federlesens.“

„Dafür bin ich nicht“, sagte Motzinger, „daß man sie gleich aus der Welt schafft, aber bei jeder Gelegenheit muß man sie so behandeln und so drangsaliren, daß sie selbst gehen und uns Männern des Fortschritts und der Freiheit das Feld räumen.“

„Recht so!“ stammelte der Schweinschneider, welchem der Schnaps immer mehr in den Kopf stieg. „Diese Kerls, welche sich von den geistlichen und weltlichen Tyrannen Alles gefallen lassen, müssen wir unmöglich machen; sie müssen unterdrückt, um Ehre und Reparation gebracht werden!“

„Um Reputation meinst Du? Hi hi hi.“

„Mag sein“, sagte der Schweinschneider; „ich weiß nur, daß es mit Ne anfängt.“

„Ich habe“, sagte der Sattelbauer lachend, „auch mit einem Reh angefangen und mit einem Fuchs, oder vielmehr mit

dem Zuchthaus' aufgehört; es ist mir gegangen wie dem Fimmelmayer."

"Was? wie mir gegangen?" brummte dieser. "Ja, in's Zuchthaus bin ich gekommen, aber deshalb hör' ich mit Wildschießen nicht auf; heute Nacht schon gehe ich wieder auf die Jagd, und lieber als der schönste Rehbock, käme mir der Ritter selbst schußgerecht, damit ich ihn zum Teufel schicken könnte!"

"Was ihr da schwätzt", rief jetzt der Wirth, "hat keine Bedeutung und führt zu gar nichts! Bleibt bei dem, was auf unsere Bestrebungen Bezug hat! Werbet Anhänger, verbreitet unsere Grundsätze, räumt mit den letzten Ueberresten der Ritter- und Pfaffenfreunde auf und schaut besonders, daß wir eine tüchtige Jugend bekommen, und da rathe ich euch, euere Kinder nicht mehr in die Christenlehre zu schicken, sonst wird das, was wir ihnen beibringen, gleich wieder verdorben!"

"Der unsrige in Ziegelbach", sagte Mozinger, "ist ein kranker und lebensmüder Mann, der verdirbt nicht viel; der liebe Gott möge ihn noch lange erhalten! Hi hi hi."

"Also, um noch einmal darauf zu kommen", schrie der rohe Müllerhans, "diesen Betründern und Herrenfreunden müssen wir von jetzt an fest auf's Genick steigen, damit wir sie auf unsere Seite, oder weiter bringen! Wie wäre es, wenn wir gleich nächster Tage mit dem Friedbauer in Rohrbach den ersten Versuch machten, wenn Mehrere von uns ihm und seinem überspannten Sohne und seinem gar so gottseligen Weibe einen unlieben Besuch abstatteten und diese heilige Familie schändlich bearbeiteten?"

"Ich bin dabei", rief Mozinger.

"Ich auch", lallte der besoffene Schweinschneider, fiel aber im nämlichen Augenblicke über den Stuhl hinab und blieb unter dem Tische liegen.

„Wenn ich meinem frommen Nachbar bisher Etwas zufügen konnte“, sagte der Sattelbauer, „war ich noch immer dabei, bin also damit einverstanden.“

„Mit solchen Memmen“, brüllte Müllerhans, „müssen wir gründlich aufräumen, dann werden jene vornehmen Faulenzer auch bald unter unseren Füßen liegen, wie jetzt gerade der Schweinschneider. He, lebst noch?“

Allerdings“, brummte dieser unter dem Tische, „hab' jedoch einen verfluchten Durst.“

Nun ergriff Fimmelmayr seinen Maßkrug und schrie: „Es lebe die Freiheit, alles Andere ist nur Schwindel!“

„Ja“, riefen die Anderen, „die Freiheit lebe, aber nur für uns!“

## 10. Eine Gewaltthat.



Weihnachten war herangekommen, die liebliche Zeit des Friedens für Die, welche eines guten Willens sind. Eine dicke Schneedecke lag über der ganzen Gegend, und die Bäume und Gesträuche waren feenhaft mit Duft verziert. Wer nicht genöthigt war, der Kälte sich preiszugeben, blieb in der warmen Stube, im Kreise der Seinigen oder gleichgesinnter Freunde.

Auch im Hause des Sattelbauern zu Rohrbach saß am Abende des zweiten Weihnachtsfeiertages eine Gesellschaft Gleichgesinnter beisammen; es waren die Nämlichen, welche wir im Wirthshause zu Heidgau bereits kennen gelernt haben. Obgleich sie heute, mit Ausnahme des Schweinschneiders, noch nicht berauscht waren, wurden doch nur rohe und gottlose Gespräche geführt.

„Du, Schweinschneider!“ rief Mozinger mit wieherndem Gelächter und im Tone des Spottes, „am vierten Adventsonntage warst Du auch nicht in der Kirche? Hi hi.“

„Nein“, antwortete dieser; sehe auch nicht ein, warum. Hat's etwas Interessantes gegeben?“

„Das will ich meinen, hi hi“, lachte Mozinger; „etwas verflucht Interessantes für unser einen. Der Pfaff hat einen Brief von Papst Leo, ich glaub' dem X., wie sie ihn nummern, vorgelesen über den Ablass, aber so, daß kein Mensch

Wo Leidenschaft und Willkür walten,  
Wo Rohheit nur den Latzstock führt,  
Da kann sich Edles nicht gestalten,  
Nur Solches, was den Teufel ziert.

Etwas davon verstanden hat, wenigstens ich nicht. Denn ich bin, wie ihr wißt, kein Pharifäer, der sich vordrängt, sondern ich bleibe hinten beim Weikessel stehen, damit ich fort kann, wenn ich mag. Und so hab' ich's auch da gemacht, als mir die Sache zu langweilig wurde. Denn es war ja doch Nichts für mich, da ich keine starke Passion in mir verspüre, so einen Ablaß zu gewinnen. Hi hi hi."

"Vom Gewinnen ist auch keine Rede mehr", bemerkte spottend der Sattelbauer; „jetzt werden sie ja verkauft."

„Ja so!" sagte Moxinger; „jetzt begreife ich, warum Luther so dagegen aufbegehrt hat; denn als Bettelmönch hat er kein Geld und würde somit leer ausgehen! Hi hi hi."

„Auf diesen Brief hin", lachte der Schweinschneider, „wird Luther den Papst ordentlich heimschicken, und ich stimme ihm vollkommen bei."

„Wem? dem Papste, oder dem Luther?" brüllt Müllerhans.

„Du Kindvieh!" rief der Schweinschneider, „kannst Du so dumm fragen? Jetzt ist eine neue Zeit angebrochen, wir brauchen keinen Papst und keinen Teufel mehr, Luther ist unser Mann!"

„Damit ihr sehet", sagte Müllerhans, „daß auch ich auf die Frömmigkeit schaue, muß ich bemerken, daß der Schweinschneider heut' auch nicht in der Kirche war; hat wahrscheinlich bei der Kopf=Aderläß das Blut rühren müssen."

„Ich habe was Besseres zu thun gehabt", stammelte dieser, als das Gefalbader des Pfaffen anzuhören."

„Was denn?" fragte Moxinger.

„Den gestrigen Heiligtagrausch hab' ich ausgeschlafen, um einem andern Platz zu machen."

Auf solche Weise machten sie noch lange fort, bis endlich Müllerhans sagte: „Jetzt ist's aber Zeit, dem Friedbauer unseren Besuch abzustatten, sonst geht der Kerl in's Bett, bevor wir kommen!"

„Dann muß er wieder heraus“, rief der Schweinschneider, „sonst stecken wir ihm seine Hütte in Brand.“

„Das geht nicht“, sagte der Sattelbauer, „denn da würde die meinige auch zusammenbrennen; und da jetzt alles Wasser zusammengefroren ist, könnte man nicht löschen, wenn der heilige Florian selbst mit seinem Feuerkübel daherkäme.“

„Ja, jetzt gehen wir!“ schrie Müllerhans; „ich muß den Beweis ablegen, wie fein ich sein kann. Denn sein geschaidter Seppel hat schon einmal gesagt, daß ich ein roher Lämmel sei. Also voran!“

~~~~~

Während diese verwilderten Bauern sich zu einer Gewaltthat anschickten, die mit der heiligen Weihnachtszeit im grellsten Gegensatz stand, wollen wir uns in die friedliche Nachbarswohnung begeben, um bei der Ankunft jener rohen Gesellen schon an Ort und Stelle zu sein.

Beim trüben Scheine eines Del-Lichtes saß Joseph am Tische und las gerade in einer Hauspostille vom Leben und Martertode des heiligen Stephanus. Links von ihm schlief seine graue Lieblingskate, und zu seiner Rechten saß seine Mutter und horchte voll Mitleid und in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die fromme Lesung und rief einigemal, wenn sie meinte, der Vater, welcher am Ofen saß, könnte eingeschlafen sein: „Mann, hörst Du, was für einen festen Glauben der heilige Stephan hatte?“

Plötzlich, ohne daß man Etwas hörte, erhob sich die Kate und gab eine große Angst zu erkennen; ihr feines Gehör hatte Tritte vernommen, und ihr Instinkt mochte ihr sagen, daß es keine von wohlgesimten Menschen seien. Bald darauf hörte man auch Stimmen und sah einen Mann durch das Fenster hereinschauen, dessen Läden noch nicht geschlossen

war. Gleich nachher wurde heftig an die Thüre geklopft; und während der Vater, sie zu öffnen, hinausging, sagte die Mutter: „Ei, daß wir noch gestört werden müssen!“

„Dieser Besuch“, meinte Joseph, „wird schwerlich lange bleiben, ich werde dann mit Lesen schon noch fertig.“

Jetzt ging die Thüre auf, und wer kam mit dem Vater herein? Mozinger, der Sattlbauer und Müllerhans, und hinten nach wankte noch der besoffene Schweinschneider, also die rohesten und verkommensten Menschen der ganzen Gegend; und so spät noch! Was konnten sie wollen? „Gewiß nichts Gutes“, dachten Joseph und seine Mutter und erschracken heftig.

„So, Seppel!“ sagte Mozinger mit teuflischem Spotte, „liest man gerade fromme Sachen?“

„Er liest“, antwortete die Mutter, „Das“, was im Evangelienbuche eben jeden Tag trifft; er wäre bald fertig gewesen.“

„Nun, vom Uebrigen“, rief der Sattlbauer lachend und mit böshafter Miene, „wollen wir ihn heute dispensiren; wir wollen das schöne Krippelcin dieses Faulenzers jetzt ein wenig sehen. Wo ist denn dieser Plunder? — Ah, dort im Tischwinkel!“

„Ihr hättet es“, sagte Joseph, „aber bei Tag ansehen sollen, nicht erst bei der Nacht.“

„Beim Teufel!“ rief der Schweinschneider, „auf das kommt's nicht an; wir nehmen's halt zum Licht.“ Er wankte dann hin zum Krippelcin, ergriff mehrere Figuren und trug sie zur Del-Lampe und schrie: „Das ist ein schöner Schund! Wer sich an so Etwas erbauen kann, muß einen gewaltigen Leibschaden im Hirn haben. Solcher Zeug gehört hinter den Ofen!“ wohin er die Figuren auch wirklich schleuderte.

Die Mutter schlug über dieses rohe Benehmen die Hände zusammen, der Vater aber sagte mit ernster Ruhe: „Euer später Besuch und euer Betragen sind mir ganz unerklärlich!

Da weder ich, noch die Meinigen euch je ein Leid zugefügt haben, so hoffe ich, daß ihr nicht in der Absicht gekommen sein werdet, uns zu beleidigen.“

„Gerade das ist unsere Absicht“, lallte der Schweinschneider, „Du alter . . .“ wobei er einen schrecklichen Fluch ausstieß, um wie gewöhnlich, seinen gehaltlosen Worten Kraft zu verleihen.

„O ich bitte“, rief die Mutter, „nicht zu sacramentiren! das mag ich in meinem Hause gar nicht hören.“

„Jetzt sind wir Herr im Haus,“ brüllte Müllerhans, „und so thun wir was wir wollen und fluchen, so lang's uns freut. Ihr könnt, wenn wir fort sind, mit euerem faulen Buben wieder Gebete schnappeln Tage lang.“

„Und mit Dir, du alter Strohkopf“, schrie Moxinger den Friedbauer an, „haben wir ganz besonders ein Wort zu reden. Du bist so ziemlich der Einzige in Kohrbach, der den Sonderling macht, den Verräther spielt, den Rittern und Pfaffen Alles, was wir zur Erlangung unserer Freiheit thun, zuträgt. Dich können wir nicht mehr in unserem Dorfe brauchen; wir werden Dir das Leben so entleiden, daß Du gern auswanderst.“

„Ich habe“, sagte der Friedbauer, „noch nie den Verräther gespielt und stehe weder mit einem Geistlichen, noch mit einem Adeligen in näherer Beziehung, habe auch gegen Euer unchristliches Treiben noch nie Etwas gethan, obgleich ich es von ganzer Seele verabscheue.“

„Was?“ schrie jetzt der Schweinschneider, „es ist Dir nicht recht, was wir thun? Bei Gott! Dein dummer Schädel ist eben noch 100 Jahre zurück; wart', ich will ihn aufwecken!“ und gab dem Friedbauer einen gewaltigen Faustschlag auf den Kopf. Das war dem guten Sohne doch zu viel; die gefährlichen Folgen nicht bedenkend, welche es haben konnte, stürzte er mit Blitzesschnelle auf den Schweinschneider los, ergriff ihn bei der Halsbinde, drehte diese zu und drückte ihn so an die Wand, daß er lahm und blau wurde. Die

Schnelligkeit, womit dieses geschah, und die Ueberraschung, den schüchternen und friedlichen Jüngling so energisch aufzutreten zu sehen, hatte die Anderen für den ersten Augenblick thatlos gemacht. Jetzt aber kam der robuste Müllerhans herbei, riß Joseph weg und warf ihn mit solcher Heftigkeit auf den Boden, daß er nicht auf der Stelle sich erheben konnte. Der Vater stand blaß und entrüstet da, die Mutter aber weinte und rief: „O Jesus, sie bringen meinen Joseph um's Leben!“

„Nein, sie bringen ihn nicht um's Leben, so lang ich das meinige noch habe!“ rief Miglantha, die plötzlich im Zimmer stand, mit entsetzlicher Stimme. Ihre wild rollenden Augen schienen Feuer zu sprühen, und ihre aufgelösten pechschwarzen Locken wallten wild um ihr Gesicht, das dem der Rachegöttin selbst glich. Nachdem sie Joseph, der unterdessen sich erhoben hatte, betrachtet und gesehen hatte, daß er keinen bedeutenden Schaden genommen habe, wandte sie sich an diese rohe Bande mit den Worten: „So handelt ihr mit einem Nachbar, ihr, die ihr nach Freiheit strebt, von Freiheit aber gar keinen Begriff habt, wohl aber Solche, die euere schlechte Gefinnung nicht theilen, zu tyrannisiren versteht.“

„Was geht das Dich an, Du alte Hexe?“ polterte Moxinger; „sei froh, daß wir Dich in Deiner Zigeunerhütte in Ruhe lassen und nicht am nächsten besten Baume aufknüpfen!“

„Meine Hütte“, sagte Miglantha, „steht auf Friedbauer's Eigenthume, und sein Sohn unter meinem Schutze; an meinem elenden Leben liegt mir nichts, viel aber an dem seinigen. Erst vor 3 Tagen hat er zu meiner zugeschnittenen Hütte einen Weg gebahnt, nicht Ihr, die ihr nicht einmal für euere eigenen Kinder Sorge traget.“

„Mich geht das Nichts an, da ich keine habe“, sagte der Sattelbauer, „sonst würde ich der alten Hexe den Schädel einschlagen.“

„Wozu freilich weniger Muth gehörte“, sagte Miglantha mit höhnischem Lachen, als zu jenem Wagniß vor ein paar Jahren, wißt Ihr wohl? Ich wollte nur sehen, wie weit Euer Muth und Euer Schlechtigkeit gehe. Sattelbauer und Müllerhans, Ihr werdet Euch noch erinnern, daß ich Euch auftrag, mir in der Nacht die Leiche des alten Simerle, da er todt im Hause lag, zu einem Zaubermittel zu verschaffen; Ihr brachtet sie aber nicht. Müllerhans hätte auch zu dieser Unthat den Höllenmuth gehabt, nicht aber der feige Sattelbauer; beide aber hatten den guten Willen, und somit seid Ihr, obgleich es nicht geschah, dennoch gemeine Leichenräuber.“

„Das ist zu viel!“ schrie Müllerhans wüthend und zog sein gewaltiges Messer.

„Halt!“ rief Miglantha, ohne eine Spur von Furcht zu verrathen; „hört, bevor Ihr handelt! Da ihr schon längere Zeit keinen von meinen Landsleuten, die Ihr Zigeuner nennt, mehr gesehen habet, so glaubt Ihr, ich stehe allein. O ihr dummen Christen! Von euerm heutigen Vorhaben wußte ich schon lange, und so stehen Mehrere der Meinigen in Bereitschaft, Einer in der Nähe dieses Hauses. Gebe ich ein Zeichen, oder bin ich nach Verlauf einer halben Stunde nicht bei ihm, so gibt auch er ein Zeichen, und in wenigen Minuten lodern die Flammen aus deiner einsam stehenden Mühle zum nächtlichen Himmel empor, Du verwilderter Hans, und vielleicht noch aus mehreren menschlichen Wohnstätten. Also verlasset auf der Stelle dieses friedliche Haus, wenn ihr kein Unglück wollt, und geht heim!“ Alle waren verstummt und nicht ohne Furcht und entfernten sie sich; Müllerhans aber brummte der Zigeunerin mit Ingrimm noch zu: „Deine heutigen Enthüllungen werde ich nie vergessen; wir sehen uns noch einmal, alte Hexe!“

Auch Miglantha verabschiedete sich sogleich von Friedbauer's Familie, welche ihr herzlich Dank sagte, und kurz darauf hörte man drei schrille Pöffe durch die Nacht hin;

es war das Zeichen, daß Miglantha ihren Zweck ohne gewaltfame Mittel erreicht habe, und ihren Leuten Nichts zu thun übrig bleibe.

Wie innig dankten die drei guten Leute Gott, daß sie dieser rohen Bande los geworden! aber mit schmerzlichen und für die Zukunft besorgten Gefühlen gingen sie, nachdem die Mutter Alle noch dem Schutze des Höchsten und der heiligen Jungfrau empfohlen, diesmal zur nächtlichen Ruhe, und noch lange dachten sie mit Schrecken an den Stephanstag des Jahres 1518.



## 11. Endlich ein Schritt vorwärts!



Was Dir bei aller Müh' nicht will gelingen,  
Kann Unglück oft sehr schnell zu Stande bringen.

Der Winter war vorüber, und der herrlichste Frühling hatte seine Stelle eingenommen. Joseph befand sich auf dem Felde und pflügte den Acker, während nicht weit von ihm sein Vater mit anderer Arbeit beschäftigt war. Die dampfenden Furchen schienen dem Höchsten den Weihrauch des innigsten Dankes für das Erwachen der Natur, die auch den Menschen zur Andacht stimmte und sein Gemüth so wonnig durchzog, emporzusenden. Joseph's Geist war heute so heiter, um das Herz war's ihm so leicht, und all das Herbe, das er erlebt, und so manches Mißgeschick, das ihn getroffen, war vergessen, und er jubelte mit jugendlicher Seele: „O Gott, wie gut bist Du!“ und als er in Ziegelbach zur Wandlung läuten hörte, hielt er stille, kniete nieder auf die Erde und betete an mit Inbrunst.

Nachdem er etwa anderthalb Stunden geackert hatte, kam der Vater herbei und sagte so freundlich, wie sonst nie, zu ihm: „Laß die Kühe jetzt ein wenig ausruhen und setze Dich zu mir auf den Pflug!“ Joseph gehorchte, obgleich ihm dieses etwas sonderbar vorkam.

„Ich habe, mein Sohn“, fing der Vater an, „in letzterer Zeit viel nachgedacht und auch mit der Mutter darüber gesprochen, daß du deinen Entschluß, geistlich zu werden, nicht hast aufgeben sollen.“

„Vater“, erwiderte Joseph, „da ich nirgends Hilfe und Aufnahme fand, gab der Entschluß sich von selbst auf; meine Schuld war es nicht.“

„Das weiß ich“, sagte der Vater; „du hast das Deinige gethan. Aber ich meine, Du solltest es noch einmal probiren, und dabei recht beten, damit das Unternehmen gelinge; und ich werde Dich unterstützen, so viel mein geringes Vermögen es erlaubt. Denn daß Du unter solchen Leuten Dein Leben zubringen sollst, wie wir sie am Stephanstage haben kennen gelernt, kann ich nicht verlangen, ja nicht einmal gestatten. Lieber unter guten Menschen arm, als unter gottlosen glücklich sein. Und zudem gestalten sich die Dinge in unserer Gegend so, daß es bald zu einer offenen Empörung und vielleicht auch zum Abfall vom Glauben kommt; denn die Gottlosigkeit und Verwilderung ist fortwährend im Wachsen begriffen.“

Joseph sagte nun gerührt: „Vater, das freut mich, daß Ihr einmal meine Gesinnung theilet und mein Vorhaben gutheiet!“

Der Vater aber fuhr fort: „Ich glaube, Du solltest, sobald die meiste Feldarbeit vorüber, nach Einsiedeln wallfahren und dort in jenem großen Kloster um Aufnahme bitten; vielleicht, daß es Dir einmal gelingt.“

„Ich will“, sagte der Sohn, „da Ihr selbst mich dazu ermuntert, es noch einmal versuchen, mache aber, da ich schon öfters erfahren, wie es geht, mir keine große Hoffnungen, zumal das bisherige Haupthinderniß größer ist, ich noch älter geworden bin.“

Nachdem sie noch eine Zeit lang gearbeitet, und Joseph die Miglantha auf einige Minuten besucht hatte, was er, ohne sie zu beleidigen, nie unterlassen durfte, kehrten sie mit einander zum Mittagessen heim.

Nach wenigen Wochen befand sich Joseph schon auf dem Wege nach Einsiedeln. Am ersten Abende kam er sehr ermüdet in Constanz an, ohne etwas Besonderes erlebt zu haben. Kaum hatte er am folgenden Morgen die Stadt hinter sich, als er mit drei Wallfahrern von Dettingen, einer Frau, einem erwachsenen Mädchen und einem Knaben, zusammentraf, denen er sich sogleich anschloß und den ganzen Weg nach Einsiedeln und wieder zurück an den Bodensee mit ihnen zusammen machte. In Fischeningen, wo sie übernachteten, suchte er, auf gut Glück hin, im dortigen Benediktinerkloster um Aufnahme nach, aber, wie er schon gedacht hatte, vergebens. Er wäre an diesem schönen Orte, wo die heilige Gräfin Idäa von Toggenburg ruht, deren schöne und romantische Geschichte er schon gelesen, gar gerne geblieben, aber das Schicksal, oder vielmehr die Vorsehung hatte anders beschlossen.

Dadurch schon bedeutend herabgestimmt, setzte Joseph seine Reise fort und fing das „Hörnli“, diesen freistehenden und weitschauenden Bergkegel zu besteigen an; da aber mit jedem Schritt die Fernsicht größer wurde, machte auch Joseph's Schwermuth bei jedem Schritte mehr der Freudigkeit Platz, und auf dem Gipfel angelangt, war er fast außer sich vor Entzücken, noch überraschter als gestern, da er zum erstenmal an dem Ufer des Bodensee's gestanden. So etwas Herrliches hatte er noch nie gesehen. Der größere Theil der deutschen Schweiz lag unter ihm ausgebreitet, wie eine Landkarte, mit all ihrer Abwechslung von Berg und Thal, mit dem ganzen Sommerschmucke ihrer Fluren und Obstgärten, mit den in der Morgensonne spiegelnden Seen und den, wie ein Silberband, die Landschaft durchziehenden Flüssen. Aber welch einen Anblick erst bot von hier aus die Alpenkette mit all ihren Gipfeln und Schneefeldern und Gletschern und Farbentönen und mit ihrer ganzen Großartigkeit dar! Joseph wäre hier den ganzen Tag geblieben und hätte Wallfahrt und Kloster

und Heimat vergessen, er hätte lieber mit Petrus auf dem Berge Tabor gerufen: „Hier ist's gut sein, da wollen wir Hütten bauen!“ wenn nicht seine Begleiter, welche für diese Naturschönheit weniger schwärmten, zum Ausbruche ermahnt und den Berg hinunterzusteigen Anstalt gemacht hätten. Aber heute gab es auf dem Wege durch jene paradiesische Gegend noch so manches Schöne und Merkwürdige zu sehen; besonders war es der liebliche Züricher See mit seinen herrlichen, von den Strahlen der Abendsonne verklärten Ufern; das gar so romantisch an ihm gelegene Städtchen Rapperschwyl; die hier beginnende, fast 5000 Fuß lange hölzerne Brücke, welche, wie eine riesige Seeschlange den glänzenden Wasserspiegel des Sees durchzieht; und dann, als sie diese überschritten hatten, das Besteigen des rauhen und hohen Eckels, von dessen herrlicher Aussicht sie aber erst auf dem Heimwege einen Genuß hatten, denn heute war schon starke Dämmerung eingetreten, in Schnelligkeit verfinsterte sich auch der Himmel, und bald fing es heftig zu regnen an. Einfiedeln mußte aber heute noch erreicht werden.

Als sie diesem Gnadenorte näher kamen, und Hunderte von Lichtern ihnen durch die finstere Nacht entgegenflimmerten, fingen dort alle Glocken auf einmal zu läuten und ihre himmlischen Töne erschallen zu lassen an; es war der feierliche Gruß an das morgige Pfingstfest. Von diesen herrlichen Tönen, welche in so majestätischer Harmonie durch die Nacht hin erklangen, hingerissen, rief Joseph ganz begeistert aus: „Prächtig, prächtig, daß ich unter solch unvergleichlichen Klängen mich zum erstenmal dem Orte meiner Bestimmung nähere!“ Denn in seiner Begeisterung dachte er gar nicht daran, daß es auch diesesmal fehlschlagen könne.

Gleich bei ihrer Ankunft verfügten sie sich in das Gotteshaus, wo noch Hunderte von Pilgern beteten, und warfen sich vor der heiligen Kapelle auf die Kniee und begrüßten das ehrwürdige Gnadenbild, das, von goldenen, im Lichte

schimmernden Wolken umgeben, auf sie niederblickte. Die nächtlichen Andachten der Wallfahrer in dieser Kirche haben etwas ganz eigenthümlich Erhebendes und Ergreifendes. Hier betet eine Gruppe laut in deutscher, dort eine andere in französischer Sprache, und wieder an einem anderen Plage der Kirche ertönen romanische oder italienische Gebete oder Gesänge, oft Mehreres zu gleicher Zeit. Wie erhebend war der Gottesdienst am heiligen Pfingstfeste! wie schön die Ceremonien! wie wundervoll die Musik! Wie ergreifend war es, hier Katholiken aus der ganzen Schweiz, aus Deutschland, aus Frankreich und Italien, in ihren verschiedenen Dialekten und Trachten, zum nämlichen Zwecke vereinigt und in tiefer Andacht versammelt zu sehen!

Am zweiten Feiertage entschloß sich Joseph, die Haupt-Angelegenheit in's Reine zu bringen und im Kloster seine Bitte um Aufnahme vorzutragen. Es läßt sich denken, daß der einundzwanzigjährige ausländische Bauernbursche, der nicht einmal ein Empfehlungsschreiben von irgend Jemanden vorzeigen konnte, auch diesmal abgewiesen wurde. Schmerzlich berührt, wie noch nie, eilte er nun der Kirche zu und kniete in der hintersten und dunkelsten Ecke auf den Boden nieder, um da unbeachtet seinen Gefühlen sich hingeben und — weinen zu können; er sah sich als den verlassensten aller Menschen an. Den folgenden Tag trat er mit seinen Gefährten beim schlechtesten Wetter die Rückreise an. Schwer trennte er sich in Constanz von diesen Leuten, die ihm so lieb geworden, und die er in diesem Leben sicherlich nie mehr sehen sollte.

Am dritten Tage, da er so einsam auf der Straße fortwanderte, fühlte er sich wieder recht schwermüthig und niedergeschlagen, und nahm den ganzen Tag fast gar Nichts zu sich, was ihn natürlich noch mehr herabstimmte. Erst als die von Markdorf herführende Straße gegen das reizende Schussenthal sich absenkte, und er an der jenseitigen Höhe

die großartigen Klostergebäude von Weingarten, welche von der im Westen stehenden Sonne so freundlich beleuchtet wurden sich erheben sah, und die Abtei Weissenau und die Stadt Ravensburg mit ihren vielen Thürmen vor seinen Augen lag; da wurde er wieder etwas aufgeheitert, hielt sich jedoch in Ravensburg nicht auf, denn er wollte heute nach Hause kommen, hatte somit noch einen Weg von 5 Stunden zurückzulegen.

Als er Weingarten näher kam und mit einer gewissen Sehnsucht auf dieser größten und reichsten Benediktiner-Abtei Schwabens, welche ihm stets zu vornehm geschienen hatte, um in ihr das Glück zu versuchen, seinen Blick ruhen ließ; sah er 2 Geistliche auf der Straße daher kommen, und bald erkannte er sie als Benediktiner, und zwar in dem einen seinen früheren Reisegefährten, den Pater Gerwig Blarer. Der zu seiner Rechten war ein alter ehrwürdiger Herr mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, das an einer ebenfalls goldenen Halskette hing. „Das muß der Reichsprälat von Weingarten sein!“ dachte Joseph; und er wollte, ohne den bekannten Pater anzureden, nur grüßend vorübergehen. Aber Pater Gerwig rief, als er näher kam, sogleich ganz freundlich: „Ah! mein Reisegefährte Joseph von Rohrbach! Wo kommst Du denn gerade her?“

„Von Einsiedeln“, war Joseph's kleinlaute Antwort.

„Dieß ist“, sagte Pater Gerwig zum Abte, „der Jüngling, von dem ich Euer Gnaden schon einmal erzählt habe.“

„Bist Du“, fragte der Reichsprälat, „noch immer Willens, den geistlichen Stand zu erwählen?“

„Ja“, antwortete Joseph ganz schüchtern.

„Nun, so geh“, fuhr der gnädige Herr fort, „unterdessen in unser Kloster und warte im Sprechzimmer, bis wir vom Spaziergange zurückkommen; Pater Gerwig kann Dir dann vielleicht eine erfreuliche Nachricht mittheilen. Behüt' Dich Gott!“

Joseph war über diese Worte erfreut und überrascht, und äußerst begierig zu erfahren, was in Weingarten ihn erwarte. Dort angekommen, ging er gleich der Klosterkirche zu, um vor dem Heiligblut-Altare Gott um Segen und Gelingen zu bitten. Dann begab er sich zum Portner und sagte ihm, daß der gnädige Herr ihm zu warten befohlen habe. Kaum hatte er eine halbe Stunde im Sprechzimmer verweilt, wurde er vom Portner in Blarer's Zelle geführt. Dieser grüßte ihn recht liebevoll und sagte dann zu ihm: „Gott hat heute Deine Schritte wunderbar geleitet, ja schon damals, als ich auf dem Wege nach Ochsenhausen Dich antraf. Denn, hätte ich damals Dich nicht kennen gelernt, so würden wir auch heute schweigend an einander vorübergegangen sein. Also höre: Seine Gnaden, unser Herr Abt, hat unlängst in einer großen Bedrängniß das Versprechen gemacht, den ersten armen Knaben oder Jüngling, der komme und Lust zum geistlichen Stand habe, auf Kosten des Klosters studiren zu lassen und ihn, wenn er es wünsche, in den Orden aufzunehmen. Du hast das Glück gehabt, dieser Erste zu sein, benütze es wohl! Geh' also morgen nach Hause und komm dann bald zurück; denn bei Deinem vorgerückten Alter ist kein Tag mehr zu verlieren. Diese Nacht kannst Du im Kloster bleiben, und Du wirst, von der weiten Reise ermüdet, wohl recht gut schlafen können.“

Nachdem Joseph dem lieben Pater noch recht innig gedankt hatte, verabschiedete er sich und verfügte sich in das ihm angewiesene Schlafgemach, legte sich aber nicht eher zur Ruhe, als bevor er auf den Knien auch Gott den herzlichsten Dank dargebracht hatte.



## 12. Der Abschied.

Ihr Heimatsturen, die seit vielen Jahren  
 Mein Herz so innig hat geliebt,  
 Ihr Alle, die mir theure Freunde waren,  
 Auch ihr, die meine Jugendfreunden oft getrübt:  
 Leb't wohl!

**A**ls Joseph am folgenden Tage mit dieser Nachricht nach Hause kam, erregte sie bei seinen Eltern wohl große Freude, aber auch Schmerz über die baldige Trennung. Denn alsbald wurden Vorbereitungen zur Abreise getroffen, und gleich nach dem Frehnleichnamsfeste sollte sie stattfinden. Aber nicht nur im elterlichen Hause, auch in der Zigeunerhütte und in der Wohnung des Freundes am Krattenberge wurde Josephs Abschied mit banger Seele, aber mit ganz verschiedenen Gefühlen entgegengesehen.

Es war ein schöner Sommer-Nachmittag, als Joseph nach dem Sonntagsgottesdienste den Berg bestieg, um von seinem Freunde Konrad, der zu Hause am Bette seiner kranken Mutter saß, sich zu verabschieden. Schon lange hatte er dieses Haus nicht mehr betreten; denn die Freundschaft war, wie Miglantha prophezeit hatte, in Schlummer versunken, aus welchem die gegenwärtigen Umstände sie aufzuwecken nicht geeignet waren. Mag es ein unangenehmer Eindruck gewesen sein, welchen es auf Konrad machte, daß sein Jugendfreund, was ihm selbst nicht geglückt, zum Born der Wissenschaft gelangen sollte; oder mag er, wie alle andern Leute der Gegend, den verspäteten Schritt für die größte Thorheit angesehen haben; wir wissen es nicht, wollen daher lieber das

Letztere annehmen. Sie unterhielten sich übrigens gut, wenn auch nicht mit der früheren Offenheit und Herzlichkeit.

„Ich habe“, sagte Konrad, „von der Burgfrau den Auftrag, Dich noch einmal ins Schloß zu führen; wir wollen also gleich hinaufgehen!“ Sie thaten es, und Joseph verlebte in der Ritterfamilie noch ein paar recht selige Stunden. Er durfte Alles wieder ansehen und auch den Burgturm besteigen, von wo aus man Schloß Waldburg und den gewaltigen Säntis heute gar so schön und klar erblickte, und zuletzt wurde er noch mit einer guten Erfrischung bedacht, wobei der Ritter und die Burgfrau recht freundlich und herablassend mit ihm sich unterhielten, und Fräulein Emma mit ihrer herrlichen Stimme ein schönes Lied zur Mandoline sang, so daß Joseph ganz entzückt wurde und begeistert ausrief: „Ja, Singen und Musik muß ich auch noch lernen, das ist das Schönste, was es gibt!“ Emma lächelte und mochte denken: „Das geht nicht so leicht, als Du Dir einbildest.“ Beim Abschiede von Ritter Braunhold noch mit einem Geldgeschenke bedacht, verließ Joseph mit freudigem Danke die Krattenburg und schied dann sehr ergriffen von seinem Freunde.

Wie die zu große Klarheit und Nähe der Berge, in welcher sie gestern gesehen worden, angedeutet hatte, schlechtes Wetter war wirklich eingetroffen, es war ein recht unfreundlicher Regentag. Doch mußte Joseph heute die Zigeunerhütte besuchen, um von Miglantha Abschied zu nehmen, es blieb ihm keine andere Zeit mehr dazu. Es war ihm dieses ein recht unlieber Gang; denn er konnte sich schon einbilden, daß sein Abschied das aufgeregte und leidenschaftliche Weib einen harten Kampf kosten werde. Und er traf sie wirklich in einer äußerst düstern Stimmung.

„Joseph!“ rief sie ihm entgegen, „Du kommst, um mich zu verlassen; Dich treibt Dankbarkeit zu mir, um mein Herz zu durchbohren.“

„Liebe Miglantha!“ sagte Joseph, „ja ich komme, um mich zu verabschieden; ich muß fort, mich treibt mein Beruf, es winkt mir der Wille Gottes. Es thut mir leid, wenn ich durch meinen Abschied Euch Schmerz bereite.“

Miglantha aber, ohne auf seine Worte Acht zu geben, fuhr fort: „Du warst der Einzige, an dem meine Seele hing, der Einzige, welcher mich meinen Schmerz auf Minuten vergessen ließ, mich vor völligem Wahnsinn bewahrte. Du warst es, der in meinem Herzen die Stelle meines Sohnes einnahm! Ja,“ rief sie schluchzend und in höchster Aufregung, „meines Sohnes, meines einzigen, meines geliebten und liebenswürdigen Sohnes! Soll ich Dir von ihm erzählen? oder muß ich befürchten, dabei wahnsinnig zu werden? Doch ich will's versuchen, will meinem Seelen Schmerz wieder einmal Luft machen. O es war ein Jüngling, wie ich nie einen schöneren gesehen! Seine schlankte Gestalt, sein reizendes Angeischt, seine seelenvollen Augen, die wallenden Locken seines Haupthaares, seine klangvolle Stimme, sein tiefes Gemüth und sein Edelsinn, der nie zu gemeinen Thaten, die in unserem Stamme, wie bei Euch, oft vorkommen, herabsank! Aber: mitgefangen, mitgehangen! heißt Euer unseliges Sprichwort. In der Gegend von Arnach hatten einige Zigeuner sich einen Diebstahl erlaubt, und sogleich ließ der Krattenburger auf sie Jagd machen und bekam drei in seine Gewalt, unter diesen auch meinen Sohn, meinen geliebten Merwin, der bei diesem Vergehen gar nicht theilhaftig gewesen. Ohne alles Verhör wurden sie sogleich aufgeknüpft. Als diese Schreckensnachricht mir zu Ohren kam, durchlief ich wie wahnsinnig die ganze Gegend, irrte wirren Geistes in allen Wäldern umher, aber erst am zehnten Tage konnte ich die Unglücklichen, zwischen Himmel und Erde hangend, auffinden. Sogleich erkannte ich meinen Merwin, oder vielmehr, ich hätte ihn bald nicht mehr erkannt, meinen vor Kurzem noch so blühenden Sohn, den schönsten Jüngling unseres

Stammes, so gräßlich war er anzuschauen. So eben waren, durch meine Ankunft verschreckt, ein paar Krähen krächzend hinweggeflogen, welche ihm die ehemals so schönen Augen ausgefressen hatten. War es mir da nicht, als ob man mir mit glühenden Hacken das Herz aus dem Leib reiße? Weinen konnte ich in diesem Augenblicke nicht, ich konnte nur Flüche ausstoßen und, auf dem Boden liegend, Rache schwören. O Merwin, Merwin, mein heißgeliebter Sohn, nie mehr soll ich Dich sehen, nie mehr an mein Herz drücken! Denn jenseits uns wieder zu finden, wie ihr Christen wähnt, diesen Trost hab' ich nicht. — Lange mied ich diese Gegend, um weniger an jenes erschreckliche Ereigniß erinnert zu werden; endlich aber zog ich in Begleitung meiner Leute hieher und ließ mich in dieser Hütte, im Angesichte jener verhassten Burg, nieder, um den Tag der Rache abzuwarten. Er zögert lange, aber zuletzt kommt er doch; ich will ihn noch sehen und dann sterben. Wenn einmal jene verfluchte Burg meines Feindes in Feuer auflodert, und er selbst im Blute vor mir daliegt, dann ist meines Lebens letzter Zweck erreicht."

Vergebens suchte Joseph sie zu trösten, vergebens ihren Haß zu mildern und sie zum Verzeihen zu bewegen; er sprach zu tauben Ohren, sie beachtete seine Worte nicht und fuhr fort: „Von jener Zeit an war mir das Leben zuwider, die Menschheit verhaßt; nur zu Dir fühlte ich mich hingezogen, nur Dich konnte ich lieben, denn ich hielt Dich für aufrichtiger und theilnehmender, als alle Anderen. Aber auch Du willst Dich mir entziehen, auch Dich soll ich nicht mehr sehen? O bleibe, lieber Joseph, und verlaß mich nicht!“ Bei diesen Worten brach sie in einen Strom von Thränen aus, schloß den Jüngling krampfhaft in ihre Arme und bedeckte ihn mit heißen Küffen. Gleich ließ sie ihn aber wieder los und sagte: „O ich Thörin! ich darf, ich kann Dich nicht zurückhalten von dem, wozu Dich Dein Schicksal ruft; Du mußt groß und glücklich, mein Schmerz aber darf durch

Nichts gemildert werden! Wenn Du jedoch einst in diese Hütte kommst und mich nicht mehr findest, so denke: „Sie hat mich doch geliebt, geliebt, wie einen Sohn!“ Nun gehe, und das Glück begleite Dich!“ Erschüttert und mit Thränen in den Augen verließ Joseph die Zigeunerhütte.

Zwar tiefgeföhlt, aber in christlicher Ruhe ging der Abschied von seinen Eltern vor sich. Die Mutter weinte allerdings, als sie dem scheidenden Sohne noch das Weihwasser gab, doch ihr unbefiegbares Gottvertrauen sagte ihr, daß es ihm gut gehen werde. Der Vater aber gab ihm das Geleit bis Weingarten und schied dann von ihm mit den Worten: „Sohn, vergiß nie die guten Lehren, welche wir, und besonders die Mutter, Dir so oft gegeben, und betrage Dich überhaupt so, daß die hochwürdigen Herren es nie bereuen, Dich aufgenommen zu haben! Lebe wohl!“



### 13. Das Gewitter ist im Anzug.

Männer, die, mit Wolfesblicken,  
Nur zur Rache sind bereit,  
Diese sollen uns beglücken?  
Freiheit woll'n und Rechtlichkeit?  
Nein, sie können nur zerjähren,  
Können nur das Land verheeren.



Seit Joseph's Abschied waren bereits 5 Jahre verfloßen, und so Manches hatte sich unterdessen zgetragen, wovon wir noch Einiges vernehmen wollen. Konrad's Mutter war längst gestorben, und Joseph's Eltern hatten schon vor 4 Jahren ihr Gut in Rohrbach verkauft und waren zu ihrem Sohne nach Weingarten gezogen. Und wie war es diesem seitdem beim Studium ergangen? Wir können sagen: sehr gut. Er machte vom Anfange an seltene Fortschritte, und zwar nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Musik, und er war der Liebling all seiner Lehrer, besonders des Gerwig Blarer. Doch dieser war nur ein einziges Jahr sein Professor gewesen; denn im Jahr 1520 war Abt Hartmann von Knötingen gestorben, und Pater Gerwig, der jüngste Priester des Klosters, fast einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt worden. Pater Gerwig Blarer hatte einige Jahre auf den Universitäten zu Freiburg, Paris und Bologna studirt, war äußerst begabt und beredt und tüchtig in jeder Beziehung, so daß er später von Papsst Julius III. zum Legaten, von Kaiser Karl V. zum Rath, Hofkaplan und Commissär beim Reichskammergerichte ernannt, und von dessen Nachfolger Ferdinand I. in allen wichtigen

Angelegenheiten zu Rath gezogen wurde. Blarer, vom Jahre 1547 an auch Abt von Ochsenhausen, starb erst 1567, nachdem er 47 Jahre Reichsprälat von Weingarten gewesen. Diesen gelehrten und großen Mann hatte Joseph zu seinem väterlichen Freunde und wohlwollenden Gönner. Seine philosophischen Studien gingen nun zu Ende, die Eltern waren in seiner Nähe, und er war nahe daran, in den Orden der Benediktiner aufgenommen zu werden; kein Wunder also, daß er nach seinen früheren Verhältnissen sich nicht mehr zurücksehnte und recht zufrieden und glücklich lebte.

Während dieser Zeit war es in seiner Heimath nicht besser, im Gegentheil noch schlimmer geworden. In diesem Jahre 1524 war der bisherige, immer fränkliche Pfarrer von Ziegelbach gestorben, und an seine Stelle war ein thatkräftiger und seeleneifriger Mann getreten, Namens Melchior Penthaler. Mit aller Kraft ging er sogleich nach dem Antritte seiner so schwierigen Stelle an's Werk, den revolutionären Geist in seiner Gemeinde zu unterdrücken, sie vor dem Gifte der unheilvollen Neuerung zu bewahren und wieder zur christlichen Zucht zurückzuführen. Aber er sah bald, daß er gegen diese schlimme Geistesrichtung ohne Erfolg ankämpfen werde, indem das Uebel schon zu sehr überhandgenommen hatte, und fast Alle von diesem verderblichen und unchristlichen Freiheitschwandel angesteckt waren. Die Rohheit und Zuchtlosigkeit dieser Leute ging bereits so weit, daß sie sogar während der Predigt gegen Pfarrer Penthaler Spektakel machten und solche Störungen veranlaßten, daß der Gottesdienst nicht weiter fortgesetzt werden konnte.

Prediger der neuen Lehre, wie z. B. Schappeler von Memmingen, und hauptsächlich die Wiedertäufer durchzogen häufig die Gegend und hetzten die unklugen Bauern gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit allerorts auf, so daß die Priester es kaum mehr wagen durften, in ihrem schwarzen Talar an einem Haufen dieser fanatisirten Bauern vorüber-

zugehen. Den schlimmsten Einfluß auf diese Gegend übte aber offenbar Pfarrer Florian von Nischstetten, der sich an die Spitze des rabiaten Landvolkes stellte. Einen solchen studirten Herrn konnten die Bauern, von denen kaum einige wenige lesen konnten, zu ihren Bestrebungen sehr gut brauchen.

Im Wirthshause zu Ziegelbach waren eines Nachmittags im Herbst 1524 wieder viele dieser rabiaten Bauern beisammen und erhitzen durch Bier und Schnaps und Räsöniren ihre hohlen Köpfe von Stunde zu Stunde noch mehr. Daß unsere bekannten Persönlichkeiten bei dieser Versammlung nicht fehlten, können wir uns denken. Aber auch Pfarrer Florian von Nischstetten war anwesend; er durfte, so weit war's schon gekommen, es wagen, in der nächsten Nähe seines schätzenswerthen Mitbruders, des Pfarrers Penthaler, als Sämann einer unheilvollen Saat öffentlich aufzutreten. Er hielt eine lange und feurige Rede an die Bauern, welche mit offenem Munde ihn anglozten und ihm Beifall zunickten und zuriefen. Unter Anderem sprach er auch: „Ihr traget vielleicht noch Bedenken, ob unser Unternehmen gelinge? Wer kann da noch zweifeln? Ihr stehet ja nicht allein; in ganz Deutschland bricht der Aufstand auf einmal aus, so daß keiner dieser geistlichen oder weltlichen Tyrannen dem Anderen zu Hilfe kommen kann; Jeder hat mit seinen eigenen Unterthanen zu thun, und wird mit seiner Hand voll Soldaten gegen die Tausende von Sensen und Flegeln und Mistgabeln und auch Gewehren, womit ihr diesen Häuptlingen auf den Leib rücket, entschieden den Kürzeren ziehen und zu Allem sich verstehen müssen, wenn ihm das Leben lieb ist. Ihr seid aber noch lange nicht entschieden genug, noch weit zurück hinter den Bauern in mancher anderen Gegend! Da lobe ich mir die Allgäuer, und ganz vortrefflich steht's im Kemptischen; da werdet Ihr horchen, wenn jene einmal gegen ihren Fürst-Abt los schlagen! Und warum steht es dort so gut? Weil sich daselbst die Geistlichen des Volkes annehmen.

Pfarrer Wanner von Haldenwang, Vicar Strohmayer von Oberndorf, die beiden Hilfspriester Kiedle und Hafenmayer zu Obergünzburg, ferner die Vicare Röt zu Memhölz, Schwarz zu Martinszell, Bayer zu Buchenberg, Höring zu Regau, Hans Unfinn zu Oberthingau und noch mehrere sind auf unserer Seite, auf Seite der Bauern. Und warum nehmen wir, ich und die genannten Priester, uns um euch an, die anderen Geistlichen aber nicht? Deßhalb, weil jene bei ihren Schäflein nur auf die Wolle, wir aber auf ihr Wohl schauen.“

„Gut gesagt!“ rief der Sattelbauer, welcher allein so glücklich gewesen war, dieses Wortspiel zu verstehen.

Pfarrer Florian aber fuhr fort: „Also nur Muth! Gott ist mit unserer Sache, sofern ihr euere Pflicht thut. Und ist es nicht euere Pflicht, für das Wohl und die Freiheit eurer Kinder zu sorgen? Ist es nicht euere Pflicht, dieser sündhaften Bedrückung ein Ende zu machen? Denn je länger sie dauert, um so gewisser gehen diese Bedrückter ihrem ewigen Verderben entgegen und Ihr mit ihnen, weil Ihr diesem Unwesen nicht Einhalt gethan. Also arbeitet fleißig für unsere Sache, für die Sache des Rechts, für die Sache des reinen Christenthums! längstens bis nächstes Frühjahr muß es losgehen.“

Nachdem dieser saubere Pfarrer noch lange fortschwadronirt und mit Scheingründen den Bauern die Köpfe verrückt hatte, verabschiedete er sich, indem er sagte, daß er auch in Einthürnen und Zinnenried für die gute Sache heute noch wirken müsse.

Als er die Wirthsstube verlassen hatte, sagte der Sattelbauer von Rohrbach: „Ist halt auch ein Pfaff, dieser Florian, dem nicht zu trauen ist!“

„Und der, obgleich er studirt hat“, versetzte Mozinger, „doch nicht merkt, daß fromme Sprüche in seinem Munde sich ausnehmen, wie ein Schwein in der Judenküche. Hi hi hi.“

„Auch davon sagt er Nichts“, brüllte Müllerhans, „daß wir vor Allem uns die Pfaffen vom Hals schaffen sollen. Luther und Carlstadt, und wie jene ausgezeichneten Männer in Norddeutschland alle heißen, haben selbst dem Papst den Gehorsam aufgekündigt, und verlästern ihn, wie wir es auch mit dem besten Willen nicht könnten. Der Papst ist aber doch noch etwas mehr, als so ein Pfarrer oder Frühmesser, und Luther muß als Mönch auch frömmer sein, als wir elende Bauernseelen! Also fort mit den Pfaffen!“

„Wenigstens mit dem unserigen“, sagte der Sattlbauer; „der ist absolut unmöglich geworden!“

„Aber wie ihn fortbringen können?“ sagte Moxinger; „wie es können?“ wiederholte er mit großem Nachdruck. „Was würde der Krattenburger, welcher ihn gesetzt, dazu sagen?“

„Was hilft ihn das Sagen, wenn der Pfaff auf einmal verschwunden ist?“ sagte halblaut der Sattlbauer.

„Und wie lange, meint Ihr“, sagte Fimmelmayer, „wird der Blechritter von Krattenburg noch Etwas zu sagen haben? Das nächste Jahr um diese Zeit ist es schon längst fertig mit ihm!“

„Penthaler muß um jeden Preis fort!“ rief der Sattlbauer, und setzte dann halblaut hinzu: „Unter so Vielen werden sich hoffentlich ein Paar finden, welche . . . Müllerhans, Du verstehst mich schon?“

„Ohne weiters“, brummte dieser, „und ich wäre gleich dabei.“

Der betrunkene Schweinschneider, welcher diese geheime Unterredung vernommen, stieß seinen gewöhnlichen Fluch aus und krächzte: „Darüber müssen wir später noch reden!“

Nachdem diese würdigen Pfarrkinder Penthaler's noch lange solch fromme Discurse geführt, viel Geld vertrunken und dabei ferkwährend über schlechte Zeiten geklagt hatten, gingen sie endlich spät in der Nacht zu ihrer Familie heim, um auch Frau und Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

## 14. Ein Krankenbesuch.



Der neue Pfarrer besuchte den Ritter Braunhold, seinen Patronatsherrn, oftmals und weilte gerne auf der schön gelegenen Krattenburg. Auch heute, es war ein lieblicher September-Abend, saßen Pfarrer Penthaler und Ritter Braunhold vor dem von der schon tief stehenden Sonne lieblich beleuchteten Bergschlosse und schauten auf die bereits kahle Herbstlandschaft hinab. Ihr Gespräch kam, wie gewöhnlich, auf die jetzigen Verhältnisse, auf die rasche Verbreitung der neuen Lehre und auf den in Aussicht stehenden Umsturz aller Dinge.

„Herr Ritter!“ sagte Pfarrer Penthaler, „wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß wir in einer kritischen, in einer gefährlichen Zeit leben, und daß unsere verwilderten und irregeleiteten Bauern gegen uns fortwährend agitiren und uns, so bald sie könnten, vernichten würden.“

Braunhold entgegnete darauf: „Daß sie nicht gut gegen uns gesinnt sind, gebe ich zu, ja ich weiß es vielmehr; aber daß sie offen sich empören sollten, das glaube ich nicht, dazu sind sie zu feige, und haben außerdem doch noch zu viel Ehen und Respect vor uns.“

„Herr Ritter!“ sagte der Pfarrer, „gebet Euch keiner Täuschung hin! Diese Leute sind äußerst gereizt und mit großem Ingrimm erfüllt, und so ist von ihnen das Aergste zu befürchten.“

Heimlich schleicht gemeine Lücke,  
Wie die Schlange, in dem Gras;  
Tugend zieht mit freiem Blicke  
Stets nur auf des Rechtes Straß'.

„Fast mehr fürchte ich“, sagte Braunhold, „diese lumpigen Zigeuner, die seit einigen Monaten sich wieder sehen lassen und unsere Gegend durchstreifen und es gar nicht gut mit mir meinen, weil ich schon einmal ein paar solcher Spitzbuben habe aufhängen lassen.“

„Ich weiß nur so viel“, sagte Penthaler, „daß die Zigeuner bei gegenwärtiger Bewegung, die sie Nichts angeht, sich auch nicht betheiligen, aber dennoch mit Sehnsucht einen Aufstand erwarten, um dann im Trüben fischen zu können.“

Während dessen war die Sonne untergegangen; Pfarrer Penthaler verabschiedete sich und ging heim und, nachdem er zu Nacht gespeist und das Brevier gebetet, zur nächtlichen Ruhe.

Raum mochte er anderthalb Stunden geschlafen haben, als er aufgeweckt wurde, und Jemand ihn zu sprechen verlangte. Nach Oeffnung der Thüre kam ein junger Mann zu ihm herein; er kannte ihn nicht, wie er überhaupt noch nicht viele seiner Pfarrrinder bis jetzt kennen gelernt hatte. Er fragte ihn also: „Was ist Euer Begehren noch um diese Stunde?“

Jener sagte: „Es ist eine ganz eigene Sache, die mich so spät zu Euch treibt, Hochwürden! Ich ging nämlich vor einer Stunde über die Heide und nahe an der Zigeunerhütte vorbei, da rief mich Einer zu dieser hin und sagte mir, die alte Zigeunerin, welche hier wohne, sei schwer krank, ja schon dem Ende nahe und sie möchte als Christin sterben; ich soll also schnell den Herrn Pfarrer holen. Habet also die Güte und kommet mit, ich werde, da Ihr die Hütte nicht wissen werdet, Euch den Weg zeigen.“

Der Pfarrer sprach: „Es ist dieses eine sonderbare Sache und bei jetziger Zeit ein gefährlicher Gang! Doch, ich will meine Pflicht thun und, um eine Seele zu retten, die Gefahr

nicht scheuen. Nachdem er sich mit allem Nöthigen versehen hatte, trat er mit dem Unbekannten die nächtliche Wanderung an, dieser voraus, der Pfarrer immer einige Schritte hinter ihm.

Als sie fast eine halbe Stunde schweigend im nächtlichen Dunkel über die Heide dahingewandelt waren und der Zigeunerhütte schon näher kamen, bemerkte Pfarrer Penthaler, daß sein Führer auf einmal bedeutend langsamer ging und nach allen Seiten sich umsah; er fragte ihn also, warum er denn plötzlich so zögere.

Jener gab zur Antwort: „Es hat Nichts zu bedeuten, ich bin nur ein wenig unwohl geworden.“ Kaum aber hatte er dieß gesagt, als zwei Männer mit geschwärztem Gesichte aus einem nahen Gebüsch hervorkamen und auf Penthaler losstürzten; es waren Müllerhans und der Sattelbauer von Rohrbach. Der Erstere fragte mit etwas verstellter Stimme: „Wohin, Du Pfaffe, bei dunkler Nacht?“

„Ich wurde“, sagte Penthaler, obgleich überrascht und erschrocken, doch ruhig und gefaßt, „zu der kranken Zigeunerin geholt, aber ich sehe, daß ich getäuscht wurde und in schlimme Hände gefallen bin.“

„O durchaus nicht“, sagte Müllerhans lachend; „wir wollen Dich nur unschädlich machen.“

„Wir gehen jetzt“, sagte spöttisch der Sattelbauer, „mit einander an den See hinter, und dann wird es bald vorbei sein.“

Mit Gewalt schleppten die beiden handfesten Kerle den Herrn nun fort in der Richtung gegen den Rohrsee; aber es ging, da er sich mit aller Kraft wehrte, nur langsam, so daß sie die Hoffnung, ihn in den See zu werfen, schon beinahe aufgaben; denn der Dritte im Bunde, der Führer des Pfarrers, hatte sich, als die andern Zwei aus ihrem Verstecke hervorkamen, sogleich davon gemacht.

„Wenn Du nicht willig gehst“, brüllte Müllerhans, „so erwürgen wir Dich hier auf der Stelle!“

„Hier wird Niemand erwürgt!“ rief jetzt Miglantha, die mit fliegenden Haaren dahereilte, „am wenigsten Der, welcher mir Hilfe bringen wollte. Kommt, beeilt euch!“ rief sie nach der Richtung, von wo sie gekommen war. Und fast im nämlichen Augenblicke rannten fünf oder sechs Zigeuner herbei, die auf Miglantha's Befehl mit wenig Mühe den Pfarrer aus den Händen dieser Schufte befreiten. Beim Abziehen rief Müllerhans der Miglantha noch zu: „Gib Acht, Du verfluchte Here, wir treffen uns schon noch einmal!“

Der Pfarrer sprach nun zu Miglantha und ihren Leuten: „Ich danke Euch von ganzem Herzen, daß Ihr mir das Leben gerettet, und ich werde meine Erkenntlichkeit auch durch die That euch beweisen.“

Während dieser Worte war des Pfarrers Führer herbeigekommen und warf sich nun vor ihm auf die Kniee und rief: „Verzeihung, Hochwürden, Verzeihung! O wie thöricht, wie schlecht war ich, daß ich mich dazu dinge ließ, Euch, Hochwürden jenen verruchten Menschen in die Hände zu liefern! Schon auf dem Wege fühlte ich Gewissensbisse, und ich war unschlüssig, ob ich mit Euch weiter gehen, oder Euch von der Gefahr benachrichtigen und heim begleiten sollte. Doch, bevor ich zu einem Entschluß kam, waren wir beim Hinterhalte angelangt. Als Jene dann auf Euch losgingen, befiel mich plötzlich solch ein Schrecken und eine solche Reue, die nicht zu beschreiben ist. Den nämlichen Augenblick erinnerte ich mich auch, daß Miglantha's Hütte in der Nähe sei, und nicht weit davon Zigeuner vor einigen Tagen ihr Lager aufgeschlagen haben. Und so eilte ich rasch der Hütte zu und gab dieser Frau Nachricht von der großen Gefahr.“

„Welche ich auch ohne Dich beseitigt hätte“, fuhr Miglantha ihn an, welche sich nicht wenig darüber ärgerte, daß ihre unerwartete Hilfe sich so natürlich aufklärte, und sie nicht als die allwissende Helferin in Gefahren erschien.

Pfarrer Penthaler sprach nun mit aller Güte zu diesem

Menschen: „Du hast den Judas an mir gespielt und hast mich verrathen, spiele von jetzt an den Petrus und bereue Deinen Frevel, damit Gott Dir so verzeihe, wie ich Dir vergebe! Ziehe Dich aber von jenen Menschen zurück, die nur auf Verderben sinnen und auch selbst dem Verderben anheimfallen! Du wolltest ein Menschenleben zu Grunde richten helfen, suche nun, wenn sich die Gelegenheit bietet, und das könnte bald geschehen, auch ein Menschenleben zu retten!“

„Das verspreche ich“, sagte gerührt der junge Mann und entfernte sich. Es war ein Knecht aus der Gegend, dessen Namen die Geschichte uns nicht aufbewahrt hat.

Miglantha nöthigte nun den Pfarrer, in ihrer Hütte ein wenig auszuruhen und eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen, und er schlug diese Einladung auch nicht aus; denn jetzt erst äußerte sich der ausgestandene Schrecken, die Aufregung und die gewaltige Anstrengung, mit welcher er sich ihren Händen zu entreißen gesucht hatte. Sie gingen also in die Hütte, auch die Zigeuner, und setzten sich, diese auf den Boden, der Pfarrer auf einen gebrechlichen Stuhl, Miglantha aber stand hoch aufgerichtet, wie eine Sibylle, in ihrer Mitte. Wahrlich eine sonderbare Gesellschaft, eine äußerst anziehende Gruppe, die, von einem Maler aufgenommen, die vorzüglichste Wirkung gemacht hätte: ein Priester im schwarzen Talar, mit sanftem und gedankenvollem Gesichtsausdrucke, in später Nacht in Mitte dieser Söhne Asien's, deren gelbe, aber schön gebildeten, von pechschwarzen Locken umwallten Gesichter von der düstern Del-Lampe unheimlich beleuchtet wurden; Miglantha aber in ihrem phantastischen Gewande, mit einem feuerfarbigen Tuchstreifen den Kopf umwunden, zeigte, wie gewöhnlich, die ausdrucksvollste und aufgeregteste Miene und den vorzüglichsten Charakterkopf. Nach einigem Schweigen sagte sie dann zu Pfarrer Penthaler: „Priester, da seht Ihr nun Euer Christen!

wir Heiden, wie ihr uns nennet, haben Euch gegen sie in Schutz nehmen müssen; und Ihr glaubt, daß ich eine Christin werden wolle? Solche Schurken, wie diese Christen sind, haben wir nicht unter uns.“

„Ihr zieht falsche Schlüsse, gute Frau!“ sagte der Pfarrer; „diese Leute sind nur deßhalb so schlecht, weil sie eigentlich keine Christen sind, und all das thun, was das Christenthum verbietet.“

„Mag sein“, erwiderte Miglantha, die dagegen Nichts einzuwenden wußte; „aber ich bleibe, was ich bin, und sterbe, wie ich gelebt habe.“

Der Pfarrer, einsehend, daß ein Bekehrungsversuch fruchtlos wäre und seine Lebensretterin nur erbittern würde, schwieg, nahm eine kleine Stärkung zu sich und schickte sich an, nach Hause zu gehen, ließ es aber gerne geschehen, daß Miglantha Dreien ihrer Leute befahl, ihn so weit zu begleiten, bis sie ihn in Sicherheit wüßten. Die große Glocke in Ziegelbach schlug gerade 11 Uhr, als Penthaler vor seinem Pfarrhause wohlbehalten ankam, aber noch lange dachte er mit Entsetzen an jenen nächtlichen Krankenbesuch.

## 15. Der Eilbote.

Mag das Roß auch schweigen, schäumen,  
Reite schnell, als wie der Wind!  
Eile rastlos, ohne Säumen!  
Hilfe, Hilfe, nur geschwind!



Der Winter war vorüber; die Unruheftifter hatten ihn für ihre heillosen Zwecke trefflich benützt, hatten unter das ohnehin schon furchtbar aufgeregte Volk die Saat des Aufruhrs mit vollen Händen ausgestreut, und jetzt im Frühlinge des Jahres 1525 sproßte sie nun in aller Ueppigkeit empor. Der Monat März ging dem Ende zu, und der Kriegsgott Mars, welcher jenem den Namen geliehen, fing jetzt zu herrschen an. Fast in ganz Deutschland ging der Aufstand los, und nur in Süddeutschland allein begann an wenigstens zwölf weit von aneinander entlegenen Orten die Waffenbewegung des Volkes fast zu gleicher Zeit. Vom Bodensee bis an den Lech, von den Alpen bis an die Donau erscholl die Sturmglocke und das wilde Kriegsgeschrei der Empörer. Schon am 26. März griff der Baltringer Haufen die Schlösser an, und bald standen die Burgen zu Laupheim, Schemmerberg und Simmetingen in hellen Flammen, während das Schloß Rottershausen von den Bauern in die Luft gesprengt wurde. Truchseß Georg III. von Waldburg, der schwäbische Bundeshauptmann, ließ seinerseits in der Gegend zwischen Viberach und Ulm mehrere Dörfer plündern und niederbrennen; seine Reiter bekamen durch die Plünderungen in dieser Gegend so viel Vieh, daß sie, wie Augenzeugen versichern, eine Kuh um ein einen halben Baken, nach jetzigem

Geld um 6 Pfennig, verkauften. Es hatten mit einem Worte die Schrecken des Krieges begonnen.

Auf der Krattenburg kamen täglich neue Berichte über den Aufstand an vielen Orten an, Nachrichten von Brand und Zerstörung eroberter Herrensitze. Bis in die ersten Tage Aprils waren die Burgen zu Winterstetten, Hummertsbried, Braunsberg, Degernau, Essendorf, Otterswang, Blutsberg und andere von den Bauern schon abgethan, wie sie es nannten, daß heißt ausgebrannt, und mehreremal röthete sich der nächtliche Himmel vom Brande nahe gelegener Burgen, wie der zu Schwarzach, Albers und Unterluzen. Und gerade jetzt brachte Pfarrer Penthaler die Nachricht, daß auch die Burg Marstetten bei Aitrach in Brand stehe; die Bauern von Aichstetten, Hauerz, Seibranz, Ellwangen und Dietmanns hatten dieses romantische Schloß erobert, geplündert und angezündet.

„Seht Ihr nun, Herr Ritter“, sagte Penthaler, „daß von diesen rebellischen Köpfen das Aergste zu befürchten ist?“

„Ja, ich bin enttäuscht“, erwiderte Ritter Braunhold; „ich sehe, daß es gefährlich steht; doch heffe ich noch immer, daß meine Leute mich in Ruhe lassen, da ich sie nie stark gedrückt, ja ihnen sogar noch Zugeständnisse gemacht und Erleichterungen versprochen habe. Wenigstens glaube ich, daß ich für mein und der Meinigen Leben Nichts zu befürchten habe.“

„Ich sehe“, versetzte Penthaler, „daß Ihr euch noch immer der Täuschung hingebet. Die Bauern wollen von Zugeständnissen gar Nichts mehr wissen; sie haben es sich einmal in den Kopf gesetzt, alle Schlösser zu vernichten und alle Gutsheerrschaften abzuthun; eine nach der anderen kommt an die Reihe. Die ärgsten Rebellen und die Anführer sind jetzt eben anderswo beschäftigt; besonders gilt es gerade den Schlössern des Truchsessens selbst, Wolfegg und Waldsee. Sobald Pfarrer Florian Greisel mit dem Schloß zu Waldsee,

in welchem Frau und Kinder des Truchsessens sich befinden, fertig ist, kann er sogleich vor euere Burg rücken, und wie lang wird sie diesem fanatischen Haufen Widerstand leisten können?"

„Hochwürden, Ihr könntet wirklich Recht haben“, sagte der Ritter; „aber was ist zu thun?“

„Das ist schwer zu sagen“, antwortete Penthaler. „Ich glaube, es würde das Beste sein, wenn Ihr heimlich die Burg verließet und etwa in die Schweiz Euch flüchten würdet.“

„Um den Bauern, die Alles besetzt haben, erst recht in die Hände zu fallen? Nein, die Burg meiner Väter verlasse ich nicht; in ihr will ich, wenn es sein muß, mein Leben lassen!“

„Und ich und Emma“, sagte, mit Thränen in den Augen, die Burgfrau, „bleiben bei Dir und theilen Dein Schicksal, es mag kommen, was will.“

Der Ritter sagte weiter: „Wenn ich nur vom schwäbischen Bundesheere einige Mannschaft bekommen könnte, denn meine wenigen Soldaten sind, wie Hochwürden eben sagten, nicht im Stande, die Burg lange zu vertheidigen.“

„Truchseß Georg“, sagte der Pfarrer, „liegt gegenwärtig mit dem Hauptheere an der Donau, und seine anderen Waffemänner haben vollauf zu thun, um dessen eigene Schlösser Waldburg, Wolfegg und Waldsee zu retten. Doch würde ich es versuchen, würde den Bundeshauptmann um Hilfe ansprechen; aber nur keinen Augenblick mehr zögern!“

„Wenn ich“, sagte der Ritter, „nur gleich einen zuverlässigen Menschen wüßte, den ich an den Truchsessens schicken könnte!“

„Da gibt es“, sagte die Burgfrau, „keinen Besseren, als unseren Konrad; er hat Muth und Umsicht und wird den Auftrag gewiß bestens besorgen.“

„Von den jungen Burschen“, bemerkte der Pfarrer, „ist

er der einzige, der die Christenlehre noch besucht; er scheint ein recht ordentlicher Mensch zu sein.“

„Du hast Recht, liebe Adelgundis“, sagte Braunhold; „man soll ihn sogleich zu mir rufen!“ Schnell mußte Pfarrer Penthaler ein Schreiben an den Truchseßen ausfertigen, welches Konrad übergeben wurde, um es ins Lager bei Günzburg zu bringen. Penthaler empfahl ihm noch manche Vorsichtsmaßregeln, hauptsächlich aber rieth er ihm, die aufständischen Bauernhaufen ja sehr sorgfältig zu meiden, um von ihnen nicht abgefaßt zu werden. Adelgunde aber sagte weinend zu ihm: „Wollte Gott, daß Du recht bald und glücklich zurückkämfst, und daß wir im Wohlsein uns wieder sehen möchten! Aber ich habe bange Ahnungen und sehe mit Furcht der Zukunft entgegen.“ Auch Emma weinte. Konrad selbst schied mit schwerem Herzen; es war ihm, als ob er das leßtemal im Kreise dieser ihm so lieben Familie gewesen sei.

Es war Mittag, als Konrad auf seinem muthigen Pferde, das der Ritter zu dieser gefährlichen Sendung ihm gegeben, sich auf den Weg machte. Er beeilte sich, so gut er konnte, um noch frühe bei Egelsee über die Iller, und bis Anbruch der Nacht aus der gefährlichsten Gegend hinauszukommen. Als er aber in Egelsee ankam, fand er zu seinem größten Schrecken, daß die dortige Brücke durch die vom Schmelzen des Schnees stark angeschwollene Iller weggerissen war. Was sollte er nun anfangen? Mit seinem Pferde über den reißenden Strom setzen, das war unmöglich. Es blieb ihm keine andere Wahl, als längs der Iller bis nach Kellmünz hinunterzureiten, obschon er sicher annehmen durfte, daß dort viele Bauern stehen, welche ohne Zweifel die Illerbrücke besetzt hielten. Er verbarg also den Brief des Ritters unter seine Kleider und machte sich auf ein gefährliches Abenteuer gefaßt. Und wirklich wurde er schon in Unterbettingen von den Bauern angehalten, und es wurde an ihn die

Frage gestellt: „Gehörst Du unserem Haufen an?“ Er verneinte es. „Vielleicht dem Baltringer Haufen?“ fragte ein anderer Bauer. „Auch diesem nicht“, sagte Konrad; „ich will nur einen Bekannten bei Günzburg besuchen.“

„Das klingt sehr unwahrscheinlich“, erwiderte Jener. „Wer wird gegenwärtig eines Besuches wegen nach einem Orte reisen, wo gerade ein blutiger Kampf losgeht?“

„Kerl, Du bist sehr verdächtig“, rief ein Dritter; „Du gehst mit vor unseren Anführer!“ So brachten sie ihn also nach Markt Kellmünz hinüber, wo er verschiedene Fragen beantworten und sich einer Taschenvisitation unterziehen mußte. Obgleich sie das Schreiben nicht fanden, und er sich auch in seinen Antworten nicht fangen ließ, durfte er doch nicht weiter reisen, sondern wurde unter Aufsicht gestellt und zwei Tage hingehalten. Am dritten Tage kam die Nachricht von der Niederlage der Bauern bei Leipheim an: mehr als 500 Anführer waren gefallen, bei 400 in der Donau ertrunken; von anderen Geschichtsschreibern wird eine viel größere Zahl angegeben. Diese Nachricht, so wie die Aufforderung, den Städten Leipheim und Günzburg, welche vom Truchseßen nun belagert wurden, Hilfe zu leisten, brachte eine große Verwirrung im Illerhaufen hervor. Manche, denen es mit der Sache nicht recht Ernst war, verließen heimlich das Lager und begaben sich nach Hause; Andere schickten sich an, gegen die Donau zu ziehen, um den dortigen Brüdern Hilfe zu bringen; überall großer Lärm und entsetzlicher Wirrwarr, bei welchem es Konrad gelang, bei anbrechender Nacht mit seinem Pferde ihren Händen zu entkommen. Er mußte, um diesen ebenfalls nach Günzburg ziehenden Bauern nicht mehr in die Hände zu gerathen, sich weit rechts halten und die Straßen und Ortschaften möglichst zu vermeiden suchen. Er merkte sich wohl die Richtung, welche er einhalten mußte, aber dessen ungeachtet kannte er sich beim Dunkel der Nacht nicht mehr aus und verirrte sich gänzlich, und sein Pferd

stürzte mehr als einmal mit ihm in Gräben und ermüdete bei dem ganz aufgeweichten Boden vollständig.

Nachdem Konrad so einige Stunden mühsam und muthlos fortgeritten war, kam er endlich zu einem einsam stehenden Hause, und er entschloß sich, in diesem den übrigen Theil der Nacht zuzubringen und mit seinem Pferde auszu-ruhen und in der Gegend sich wieder zurechtzufinden. Er stieg also ab und klopfte an der Thüre; aber es wollte sich Nichts rühren. Er klopfte an den Läden und rief so laut er konnte; aber er hörte Niemanden, als einen Hund, der im Innern des Hauses einen solchen Lärm aufschlug, als ob er sich das Herz aus dem Leib herausbellen wollte. Nach vielem Klopfen und Schreien gelang es ihm endlich, die Stimme eines alten Weibes in Thätigkeit zu versetzen, die dann ihren liebenswürdigen Kopf zum Fenster herausstreckte und nicht auf die freundlichste Weise fragte, wer draußen sei und was man wolle.

Konrad sagte: „Ich habe mich verirrt, und mein Pferd ist ermüdet, habt also die Güte, mich unter Dach zu lassen!“

„Das könnte Jeder sagen!“ brummte die Alte. „Ich bin allein zu Hause, denn mein Mann und mein Sohn sind im Lager der Bauern bei Günzburg, und so laß ich Niemand herein.“

Konrad, welcher sah, daß bei dieser bockbeinigen Bäuerin in Güte Nichts auszurichten sei, sagte: „Wenn Ihr mir und meinem Pferde bis am Morgen Unterkommen gestattet, werde ich recht dankbar sein; wenn aber nicht, so mache ich kurzen Prozeß und stecke euere alte Hütte augenblicklich in Brand.“

Dieses wirkte. Sogleich öffnete sich die Thüre, und für das Pferd der Stall, und er bekam zudem noch Milch und Brod, und dieses Haber und Heu, und bei Tages-Anbruch waren Beide neu gestärkt, und Konrad erfuhr, daß er in der Nähe von Waldstetten die Nacht zugebracht habe.

Schon früh am Vormittage kam er, ohne weitere Aben-

teuer bestanden zu haben, in Günzburg an, welches, wie Leipzig, so eben in die Gewalt der Bundesstruppen gekommen war. Er suchte sogleich zum Truchsesen zu kommen; doch dieser war heute zu sehr damit beschäftigt, Günzburg's Bürgern Strafe zu dictiren und seine eigenen Truppen, die fortwährend murrten und widerspenstig waren, mit Geld zufrieden zu stellen. Besonders mußte er über die gefangenen Anführer das Urtheil sprechen; acht von ihnen wurden zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil sollte heute noch vollzogen werden.

Während Konrad den ganzen Tag so hingehalten wurde, traf er einen Ziegelbacher, welcher als Reichs солдат im Bundesheere diente und sich sehr freute, einen Bekannten zu treffen. Dieser sagte nun zu Konrad: „Landsmann, heute Abend darfst Du es nicht versäumen, der Hinrichtung dieser Verurtheilten beizuwohnen, und da hast Du höchstwahrscheinlich Gelegenheit, einen abgefallenen Pfaffen unbußfertig ins Jenseits absegeln zu sehen; denn ich glaube nicht, daß dieser Mensch sich bekehrt.“

„Wer ist denn dieser Mann?“ fragte Konrad.

Der Soldat sagte: „Dieser Jakob Wehe, wie er heißt, war einer der Ersten, die in dieser Gegend vom katholischen Glauben abfielen und die Lehre Luther's annahmen, und er that Alles, um möglichst Viele zum Abfall zu verleiten, was ihm in Leipzig ganz vortrefflich gelang; die ganze Stadt ist durch ihn lutherisch geworden.“

„Diese Hinrichtung muß ich mit ansehen!“ sagte Konrad.

Abends spät, am 5. April, führte man die acht Verurtheilten auf einen Acker zwischen Leipzig und Bubesheim hinaus, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Als der abtrünnige Priester Jakob Wehe vorgeführt wurde, sagte Truchses Georg von Waldburg zu ihm: „Pfarrer, das hättet Ihr verhüten können, wenn Ihr, statt Aufruhr, das Wort Gottes würdet gepredigt haben!“

„Gnädiger Herr“, antwortete Wehe, „mir geschieht Unrecht von Euch; ich habe das reine Wort Gottes gepredigt.“

„Da bin ich anders berichtet worden!“ sagte der Truchseß, spöttisch lächelnd.

Als des Truchsessens Kaplan Wehe ermahnte, ihm seine Sünden zu beichten und sich mit Gott auszusöhnen, sagte dieser: „Es soll sich darüber Niemand ärgern, ich habe Gott selbst gebeichtet.“ Dann sprach er zu den anderen Berurtheilten: „Seid guten Muthes, meine Brüder, denn heute noch werden wir im Paradiese sein!“ Hierauf betete er, zum Himmel empor blickend, den Psalm: „Auf Dich, o Herr, habe ich mein Vertrauen gesetzt“ und sprach weiter: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Nun kniete er nieder und empfing den Todesstreich; sein Haupt rollte in das Gras, und sein Blut spritzte zum Himmel empor.

Konrad schauderte und dachte: „Kann ein Mensch sein Gewissen so einschläfern oder zum Lügen verleiten, daß er bei all seinen Sünden so ruhig vor das strenge Gericht des Allwissenden hinüberzuwandern wagt!“ Nun fielen auch die Häupter von vier Andern; der Pfarrer von Günzburg und ein Ueberläufer der Bundestruppen, wurden, weil es schon sehr spät war, heute nicht mehr hingerichtet, ja sie wurden später sogar begnadigt.

Am folgenden Morgen wurde Konrad endlich beim Bundeshauptmann vorgelassen und übergab ihm das Schreiben.

„Ja, Donnerwetter!“ rief dieser, nachdem er es gelesen, „ich kann doch nicht überall sein! Meine eigenen Schlösser werden gegenwärtig belagert, meine Frau und meine Kinder sind in meiner Burg zu Waldsee von diesen verfluchten Bauern eingeschlossen, und ich kann selbst diesen nicht zu Hilfe kommen. Jetzt bin ich freilich mit diesen Donau-Lümmeln fertig, nun geht's aber über den Baltringer Haufen los, und dann erst kann ich daran denken, mein eigenes

Besitzthum, wenn es noch nicht zum Teufel gegangen, von diesen Kerls zu säubern. Also meinen Gruß an den Ritter von Krattenburg, aber gegenwärtig kann ich keinen Mann meines Heeres weglassen; dabei bleib's!"

So abgefertigt, trat Konrad sogleich die Rückreise an, blieb aber, um dem Illerhaufen nicht mehr in die Hände zu fallen, immer auf dem rechten Ufer, und zwar weit davon entfernt, und überschritt erst bei Ferthofen diesen Fluß. Er eilte, so sehr er konnte, um noch an diesem Tage heim zu kommen, konnte aber, als er zu Marstetten anlangte, nicht vorüberreiten, er mußte diese nun zerstörte und ausgebrannte Burg näher besichtigen und sich da seinen Gefühlen überlassen und dem Gedanken Raum geben, es könnte der Krattenburg auch so ergehen, oder während seiner langen Abwesenheit schon so ergangen sein. Er ritt sodann wieder rasch weiter, mit dem peinlichen Gedanken, dem Ritter keine bessere Nachricht bringen zu können; aber es sollte ihn heute noch etwas viel Traurigeres erwarten.

## 16. Der Fall der Krattenburg.

Wie sie stürmen! wie sie wüthen!  
 Wie ihr Zorn sich sehnt nach Blut!  
 Wie im Herz sie Rache brüten,  
 Die nur stillt des Hauses Muth!



Auf den nämlichen Tag, an welchem Konrad von Günzburg heimkehrte, war eine große Bauern-Versammlung auf der Ziegelbacher Heide angesetzt; sie mußte, weil man viele Männer erwartete, auf freiem Felde gehalten werden. Nachmittags kam dann wirklich eine ziemliche Anzahl aus allen benachbarten Orten zusammen, und auch einige Hauptsprecher aus entfernteren Bezirken, so 'z. B. Hans Brugner von Legau, Jeck von Egelsee, Jörg Opperlin von Ummendorf und andere Bauernführer.

Wie bei all ihren Versammlungen, ging es wieder sehr derb zu, und Nichts weniger als Einigkeit herrschte unter ihnen; der Eine schrie dieß und der Andere etwas Anderes, und Mancher, der einen Vorschlag machen oder Etwas sagen wollte, wurde von Anderen überschrien und konnte nicht zum Worte kommen; wie es überhaupt rohen und ungebildeten Leuten eigen ist, daß sie, statt nacheinander, alle miteinander reden.

Die Bauern, welche Unterthanen des Truchsessens waren, verlangten mit allem Ungefüg, daß zuerst die Schlösser ihres Gutsheeren erobert werden müssen, während die Höbrigen des Ritters Braunhold vor Allem die Zerstörung der Krattenburg anstrebten.

„Und ich bin der Meinung“, brüllte Müllerhans, „daß man zuerst mit den Pfaffen fertig machen müsse.“

Hans Brugner von Legau machte den Vorschlag, die Streikräfte zu vermehren und statt, wie bisher, den vierten, von jetzt an den dritten Mann durch das Loos zu den Waffen zu rufen.

Andere schrien dagegen: „Wir sind Leute genug, aber mehr Einigkeit sollte herrschen!“

Wieder Andere riefen: „Wir sind schon einig; Alle streben das Nämliche an; aber wir haben, wenn's einmal zu einer Feldschlacht kommt, keine Reiterei, wir haben keine Kanonen, und so sind wir den Bundestruppen nicht gewachsen.“

„Was?“ schrie Jock von Egelsee, „wir ihnen nicht gewachsen? Unsinn, lauter Unsinn! Was uns an Waffen abgeht, wird zehnfach ersetzt durch unsern Muth und dadurch, daß wir wissen, für was wir kämpfen, durch das Bewußtsein, die Freiheit und das Wohl unserer Kinder anzustreben. Woher sollen die Soldaten des Bauernjörg Muth oder Begeisterung hernehmen? Sie, die für keine höhere Idee kämpfen, sondern nur für ihren Monat-Sold von 4 Gulden, damit sie Schnaps kaufen können.“

Als Dieser noch sprach, brachte Einer die Nachricht von der großen Niederlage der Bauern bei Leipheim und von der Uebergabe Günzburg's, und daß an der Donau der Aufstand vollständig unterdrückt sei. Jetzt wurde die Verwirrung unter diesen Leuten noch größer: die Einen riefen, das könne gar nicht sein, die Nachricht sei erlogen; Andere, die ruhiger dachten, wurden bedeutend herabgestimmt, und Viele, die einen weiten Heimweg vorschützen konnten, verließen bald die Versammlung. Abends waren nur noch die Bauern der nächsten Dörfer beisammen. Jetzt erschien ganz unerwartet noch der Pfaffe Florian von Nischstetten unter ihnen, welcher heute bei der Belagerung von Wolfegg Anordnungen getroffen hatte, und nun, nach Waldsee zurückkehrend, diesen Umweg

machte, um an der Versammlung Theil zu nehmen. Er verstand es auch am besten, die Bauern zu einigen und die Angelegenheiten zu leiten.

Das Erste war, daß er gleich eine Strafpredigt an die Bauern hielt. „Wie lange“, sagte er unter Anderem, „verharret Ihr noch in eurerer Unthätigkeit? Wollt Ihr allein zurückbleiben? allein Nichts thun für euere Freiheit? Rings sind all die Zwingburgen schon ausgebrannt und zerstört, und euer verhaßtes Bergschloß schaut dort immer noch trotzig auf Euch herunter und — verachtet Euch, und zwar mit Recht.“

„Herr Pfarrer“, sagte Moxinger etwas spöttisch, „es könnte uns mit der Krattensburg zuletzt so gehen, wie Euch mit dem Schloß Waldsee; Ihr belagert es schon lange und habt es immer noch nicht in Euerer Gewalt. Hi hi hi!“

„Bauer, das verstehst Du nicht“, fuhr Pfarrer Florian Greißel ihn an. „Schloß Waldsee hat eine starke Besatzung; Bauernjörg's beste Soldaten vertheidigen es. Und zudem will ich es nicht mit Sturm nehmen, kann es nicht in Brand stecken, nur durch Hunger soll es zur Uebergabe gezwungen werden, damit ich des Truchsessens Frau und Kinder in meine Gewalt bekomme; habe ich diese als Geißel, so wird der Bauernjörg es schon wohlfeiler geben. Ich brauche aber noch mehr Leute, um das Schloß besser einz-, und von aller Zufuhr an Lebensmitteln abzuschließen zu können. Ihr müßt mich also unterstützen, und dieß kann erst geschehen, wenn ihr mit Euerem Tyrannen fertig seid. Das muß aber bald geschehen; denn ich habe erfahren, daß er an den Bauernjörg einen Boten gesandt hat, um Soldaten von ihm zu bekommen, und diese kann Jener, da er an der Donau fertig ist, ihm vielleicht schon morgen schicken. Also höret, was ich sage: Heute noch muß die Krattensburg abgethan werden! Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?“ rief er am Schluß mit gewaltiger Stimme.

„Ja, heute noch!“ brüllte die Menge.

„Nun denn“, fuhr der würdige Pfarrer fort, „so eilt nach Hause, laßt überall die Sturmglocken läuten, bewaffnet Euch und bringt Leute mit, so viel ihr könnet; in zwei Stunden muß Jeder auf dem Plage sein!“ Kaum waren diese Worte verflungen, als auch schon die Versammlung auseinander stob, um sich zu Kampf und Mord anzuschicken.

Der Abend begann schon zu dämmern, als Ritter Braunhold mit seiner Gemahlin und Tochter im Wohnzimmer beim Abendtische saß, wobei das Gespräch hauptsächlich mit Konrad's Gesandtschaft sich beschäftigte.

„Daß er gar so lange nicht zurückkommt!“ sagte Braunhold. „Sollte er wohl vom Bundeshauptmann hingehalten werden? oder ist er zuletzt den Bauern in die Hände gefallen?“

„Und von ihnen ermordet worden“, fügte Emma mit Thränen in den Augen hinzu.

„Wenn Du ihn“, sagte Adelgundis, „nur gar nicht fortgeschickt hättest, denn schließlich sendet der Truchseß uns doch keine Hilfe.“

„Die mir jetzt sehr erwünscht wäre“, sagte der Ritter. „Denn obschon ich diese Tage einige Soldaten mehr in Dienst genommen habe, können wir einem starken Angriff nicht lange Widerstand leisten; und die heutige Versammlung aller Bauern der Umgegend, die wir von unseren Fenstern aus wahrnehmen konnten, bedeutet mir nichts Gutes.“

Während sie noch weiter miteinander sprachen, rief Emma: „Hört! in Heidgau läutet es mit allen Glocken!“

„Was soll das bedeuten?“ sagte Braunhold; „brennt es irgendwo?“ Wie er dieß sagte, fingen auch in Ziegelbach alle Glocken an Sturm zu läuten. Alle eilten an's Fenster,

sahen jedoch keinen Brand, hörten aber großen Lärm, und zu gleicher Zeit rief der Wächter vom Wartthurme herab in schauerlichen Tönen zu den Waffen, und ein Diener stürzte, blaß vor Schrecken, herein und meldete, daß zahlreiche Bauern bewaffnet den Berg herauf kommen und wahrscheinlich die Burg erstürmen wollen.

„O Gott, o Gott! wie wird's uns gehen!“ rief Adelgunde und sank fast ohnmächtig dem Gemahl in die Arme.

„Wohin sollen wir uns retten, lieber Vater?“ rief weinend und die Hände ringend Emma, „und wie wird es Dir ergehen?“

„Verfügt Euch“, sagte Braunhold, „einstweilen in das feste Gemach im Burgthurme, und, sollte es nothwendig werden, hier ist der Schlüssel zu dem geheimen Gange. Laßt mich! ich muß fort, um meine Leute aufzustellen und die nöthigen Befehle zu geben. Betet für mich und lebt wohl!“

Unterdessen sammelten sich die Aufrührer, etwas von der Burg entfernt, allmählig an, um, wenn eine hinlängliche Anzahl beisammen, den Angriff zu beginnen. Sobald Pfarrer Florian ankam, suchte er Ordnung unter die Bauern zu bringen und traf Vorkehrungen zur Erstürmung des Burgfelsens. Viele Bauern, die von der Ost- und Südseite her kamen, lagen im nahen Walde versteckt, um die Burg von der Rückseite anzufallen. Auch Ritter Braunhold hatte in aller Schnelligkeit seine wenigen Soldaten auf ihre Posten gestellt und stand selbst bewaffnet an ihrer Spitze, und auf der anderen Seite des Schlosses der treueste seiner Reisigen, Konrad's Vater.

Da Braunhold einsah, daß er nach kurzem Kampfe unterliegen müsse, suchte er die Aufrührer zu besänftigen

und ließ ihnen sagen, daß er die umfassendsten Zugeständnisse ihnen zu machen gesonnen sei; sie sollen nur ihre Forderungen stellen, er wolle alle erfüllen, nur ihn und seine Familie und seine Burg sollen sie schonen. Sie aber brüllten wie wüthend: „Wir sind nicht gekommen, um zu unterhandeln, sondern um Dein Raubnest zu zerstören.“ Und zugleich fingen sie an, mit wildem Geschrei den steilen Abhang zu ersteigen. Im nämlichen Augenblicke aber auch begannen des Ritters Soldaten ihre Feuerwaffen gegen sie loszulassen, und bei ihren gut gezielten Schüssen stürzte so mancher Bauer rücklings hinunter, und so oft die beiden Kanonen donnerten, zerrissen sie die Reihen der Empörer in schrecklicher Weise. Doch immer rückten die Stürmenden vor, wie eine wüthende Schaar, und an die Stelle der Gefallenen neue nach, und der Ruf der Sturmglöcken, welche vom Thale heraufheulten, lockte fortwährend noch mehr Rebellen herbei.

Bevor jedoch auf dieser Seite der Abhang ganz erstiegen und erstürmt war, hatten die Aufrührer auf der anderen Seite Gräben und Wälle schon überschritten und fielen dem Ritter in den Rücken, und jetzt begann der hitzigste Kampf, das blutigste Handgemenge. Der Ritter, tapfer, stark und gewandt, theilte nach allen Seiten tödtliche Streiche aus und streckte nicht wenige von dieser wilden Rotte zu Boden. Aber immer wüthender und zahlreicher drangen sie mit ihren Keulen und Gabeln und Flegeln auf ihn ein, und jetzt stürzte Fimmelmayer, sein persönlicher Feind, hervor, riß einem gefallenen Soldaten die Lanze aus der Hand und durchbohrte mit den Worten: „Jetzt bekommst Du deinen Lohn!“ des Ritters Brust. Nahe beim Schloßthore lag auch Konrad's Vater schon todt in seinem Blute auf dem Boden, und die wenigen Vertheidiger, welche noch lebten, warfen, als sie sahen, daß Ritter Braunhold gefallen und Alles verloren sei, ihre Waffen weg und machten sich davon.

Die Burg war jetzt in Feindeshänden, und sogleich ließ

Mozinger, als Beutemeister, alle Eingänge besetzen und sagte zu Müllerhans: „Jeden, der eigenmächtig Etwas fort-schleppt, schlägst Du sogleich nieder, und Keiner soll in die oberen Gemächer hinaufsteigen, um Etwas zu rauben! Besonders gib mir auf diese verfluchten Zigeuner Acht, die sich herumtreiben! Bei der Erstürmung des Schlosses hatten sie sich allerdings nicht betheiligt, aber die Lust nach Beute hatte sie herbeigelockt; denn wo ein Nas ist, da versammeln sich die Adler. Unterdessen hatte aber Pfarrer Florian schon den Befehl ertheilt, Feuer anzulegen, und bald wirbelte eine gewaltige Rauchwolke und die prasselnde Flamme aus dem Dache der Burg empor, und fast zu gleicher Zeit wurde auch Konrad's Heimath von den Bauern in Brand gesteckt; denn sie hatten gesehen, wie sein Vater am tapfersten für den Ritter gekämpft und nicht wenige von ihren Leuten getödtet hatte.

Während nun die Bauern voll teuflischer Lust zusahen, wie dieser alte Edelsitz durch ihre ruchlosen Hände ein Raub der Flammen wurde, kam Konrad gerade von seiner Reise zurück und den Berg herauf und sank dann, halbtodt vor Schrecken und Entsetzen, vom Pferde und blieb einige Minuten bewußtlos auf dem kalten Boden liegen.

## 17. Eine verzweiflungsvolle Lage.

All mein Hoffen, all mein Lieben,  
 Jede Lebenslust ist mir dahin;  
 Nichts, ja Nichts ist mir geblieben,  
 Nur die Schmerzen, die mir's Herz durchglüh'n.



Konrad's väterliches Haus war bereits zu einem Blut-Haufen zusammengesunken, während die Burg noch fortwährend lichterloh brannte, und wilde Flammen durch deren Fenster herauschlugen. Konrad, welcher bald wieder sich von seiner Ohnmacht und seinem Schrecken erholt, hatte beobachten können, wie ein Gemach nach dem andern vom Feuer ergriffen wurde, wie jetzt die Bibliothek sich schauerlich erhellte, dann die Kapelle Feuer fing, und deren gemalten Fenster zum letztenmal auf einige Augenblicke, aber diesmal nach außen, ihre Schönheit zeigten, um dann klirrend zu zerspringen. Jetzt sah er, wie das Feuer in dem friedlichen Wohnzimmer wüthete, wo er so selige Stunden verlebt hatte im Kreise der damals so glücklichen Familie. Und jetzt! — Der Ritter war gefallen, Konrad hatte, nachdem er sein Pferd freigelassen und der Burg sich genähert, ihn todt liegen sehen, und auf der anderen Seite des Schlosses seinen eigenen Vater. Was war aber aus der Burgfrau und aus Emma geworden? Haben sie in den Flammen der brennenden Burg ihren Tod gefunden? oder sind sie von den rasenden Bauern erschlagen oder gar fortgeschleppt worden, um von ihnen mißhandelt und geschändet zu werden? Er wußte es nicht und durfte auch Niemanden fragen, sich

Keinem anvertrauen oder nur näher kommen, indem er in Gefahr schwebte, von diesen Menschen das Schlimmste erdulden zu müssen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, den lieben Vermißten nachzuspüren. Er irrte immer um den Berg herum, suchte und rief im nahen Walde und wagte sich bis an die Burg und, soweit es das Feuer gestattete, in den Hof hinein; aber er entdeckte keine Spur von ihnen.

Die meisten Bauern hatten sich schon zerstreut, hatten die Unglücksstätte verlassen, um ihr von Mord und Brand erhitztes Gemüth durch ein ordentliches Quantum frischen Bieres tüchtig abzukühlen; auch die Zigeuner waren bereits verschwunden. Nur einige Bauern standen noch in der Nähe der Burg und waren in ein eifriges Gespräch vertieft.

„Das weiß der Teufel“, sagte der Schweinschneider, „wohin die Schätze gekommen sind; ein paar Hundert Gulden hätte ich jedenfalls nicht verschmäh't, das wäre wieder ein Biergeld auf einige Monate gewesen.“

„Ein kleines Süm'mchen“, rief der Sattelbauer von Rohrbach, „wäre mir auch nicht ganz unlieb gewesen, ich hätte sie schon brauchen können, freilich nicht, um meine Schulden damit zu bezahlen, daran denkt man jetzt gar nicht mehr. Ich habe schon vor Jahren dem Friedbauer in seinem eigenen Hause gedroht, bis er mir Alles, was ich ihm schuldete, nachließ und noch froh war, daß er so gut wegkam; ha ha, freut mich heute noch!“

„Ihr sahet selbst“, sagte Moxinger, daß, als wir mit Lebensgefahr in's Wohnzimmer hinauf kamen, die Kisten gewaltsam erbrochen dastanden, und die Schätze fort waren.“

„Diese verfluchten Zigeuner“, rief Müllerhans, „haben sich immer herumgetrieben und werden ohne Zweifel das Nest ausgenommen haben; in der Zigeunerhütte oder in ihrem Lager finden wir die Schätze gewiß. Geht ihr mit in die Zigeunerhütte, der ich ohnehin schon längst einen Besuch versprochen?“

„Ja“, schrienen die Andern, „dort finden wir sie; die Zigeuner haben sie fortgeschleppt!“

Bei diesen Worten war Konrad um die Ecke herumgekommen, hatte aber nur noch die letzten Worte gehört, kehrte aber, da er von ihnen nicht bemerkt worden, gleich wieder um und entschloß sich, den Wald noch einmal recht gründlich zu durchsuchen. Wenigstens eine Stunde irrte er in diesem Walde umher und rief wohl hundertmal, so laut er konnte: „Emma! Adalgundis! o wo seid Ihr?“ Aber er erhielt keine Antwort; er hörte Nichts, als das gräßliche Geschrei des Uhus und das dumpfe Umherflattern der anderen größeren Waldvögel, die durch den Brand und ungewohnten Lärm die nächtliche Ruhe nicht finden konnten.

Als Konrad, des vergeblichen Suchens müde, wieder auf den Burgplatz zurückkehrte, war Alles still und einsam; kein lebendes Wesen war mehr zu treffen; nur die Todten lagen umher, und das Feuer arbeitete prasselnd noch fort an dem Zerstörungswerke. Sein Schmerz war unermesslich, er war fast der Verzweiflung nahe.

Plötzlich durchzuckte ihn der letzte Funke von Hoffnung. „Habe ich“, dachte er, „vorhin nicht sagen hören, daß die Zigeuner sie fortgeschleppt haben? Ja, das kann sein; ich weiß ja von Joseph, daß Miglantha dieser edeln Familie Rache geschworen und gesagt habe, daß sie nicht ruhen wolle, bis deren einziges Kind vernichtet sei. Was werden diese asiatischen Barbaren mit den Frauen anfangen! wie furchtbar sie mißhandeln! meine liebe Emma vielleicht unter den schrecklichsten Qualen tödten! Auf! der Zigeunerhütte zu! und wenn ich mich auch in die größte Gefahr stürze und dabei sogar das Leben verliere, das thut Nichts, es hat für mich ohnehin keinen Werth mehr!“

Unbewaffnet wollte er jedoch nicht gehen, und so suchte er sich ein Schwert oder ein Gewehr zu verschaffen; und da er bei den umherliegenden Gefallenen Umschau hielt, kam er

zur Leiche seines Vaters hin, der seine Streit-Art noch krampfhaft in den Händen hielt. „Mein lieber Vater“, rief er nun, „Du bedarfst der Waffe nicht mehr, Du hast ausgekämpft, gib sie also mir, ich kann sie vielleicht besser brauchen!“ Mit diesen Worten wand er dem todten Vater die blutige Waffe aus den Händen, nahm sie auf seine Schulter und stürmte raschen Laufes davon, den Berg hinunter und in südwestlicher Richtung der Heide und der Hütte zu. Als er, von Schweiß triefend, dieser näher kam, ging er langsamer und vorsichtiger und schlich endlich ganz leise hinzu, ob er nicht die Stimmen der Zigeuner oder den Hilferuf seiner theuren Emma vernehme. Aber Alles war still und ruhig, er vernahm keinen Laut, doch ein schwaches Licht brannte in der Zigeunerhütte.

Hier war also, wie er einsah, Emma und ihre Mutter auch nicht zu finden! Er rief Emma's, rief Abdegunden's, rief Miglantha's Namen; es erfolgte keine Antwort. Jetzt öffnete er die Thüre; aber Welch ein Schrecken! Miglantha, die alte Zigeunerin, lag todt auf dem Boden, mit gräulich starrenden Augen und weit geöffnetem Munde, mit blutbeflecktem und gräßlich verzerrtem Gesichte. Sonst konnte er Niemand in der Hütte entdecken und auch keine Spur, die ihm Aufschluß über Emma's Schicksal hätte geben können. So blieb er also nicht lange an diesem Orte des Schreckens und wollte eilig diese unheimliche Hütte verlassen. Wie er aber zur Thüre hinaus wollte, kamen zwei Zigeuner herein, erblickten gleich die ermordete Miglantha und hielten somit Konrad, der mit seiner blutigen Streit-Art gerade fort wollte, für ihren Mörder; sie konnten ja nicht anders vermuthen.

„Halt, Christ!“ rief einer; „Du hast unsere allverehrte Mutter, die weiseste Frau unseres Stammes, die erleuchtete Seherin des Morgenlandes mit frevelnder Hand hingemordet!“

„Warum hast Du, Niederträchtiger, dieses gethan?“ rief der Andere; „hat sie Dir je ein Leid zugefügt?“

„Niemals“, sprach Konrad; „ich habe sie sogar geliebt und geehrt; wie konnte es mir also in den Sinn kommen, ihr das Leben zu nehmen?“

„Das sind leere Worte“, rief der Erste, „die Nichts bedeuten, die That spricht nur zu deutlich gegen Dich. Was anders, als Mordlust, sollte Dich um Mitternacht mit einer Streit-Axt in diese entlegene Hütte geführt haben? und woher kommt das Blut an Deiner Waffe?“

Konrad erklärte ihnen dann, warum er hieher gekommen und weshalb seine Waffe mit Blut besetzt sei; ferner sagte er noch zum Beweise seiner Unschuld Folgendes: „Ich bin erst vor ein paar Minuten hier angekommen, Ihr sehet ja, daß ich noch ganz in Schweiß bin; wäre ich länger hier, so würde ich bei dieser rauhen Jahreszeit sicherlich nicht mehr schwitzen. Miglantha aber scheint schon länger todt zu sein; rührt sie nur an und Ihr werdet sehen, daß sie schon ganz kalt und steif ist!“ Sie thaten dieß und mußten es bejahen, ließen aber dessen ungeachtet nicht ganz ab vom Verdachte, und Einer sagte: „Morgen werden wir alle unsere Leute zusammenrufen und dann entscheiden, ob Du unschuldig bist, oder den Tod verdienst; einstweilen bleibst Du unser Gefangener!“ Doch bevor sie Konrad in ihr Lager abführten, trat für sein Geschick eine günstige Wendung ein. Es öffnete sich nämlich die Thüre und drei andere Zigeuner kamen herein. Als diesen sogleich die ganze Sache erzählt wurde, sagte Einer der Neugekommenen: „Dieser junge Mann ist unschuldig; denn als wir vor etwa drei Viertelstunden bei der Hütte ankamen, war der Mord schon verübt, und wir sahen zwei Kerle weggehen gegen Rohrbach zu. Würde dieser Bursche zu ihnen gehören, so hätte er ohne Zweifel nach vollbrachter Unthat die Hütte nicht mehr betreten. So wurde dann Konrad entlassen. Sein Gang war also nicht nur nutzlos gewesen, sondern hätte ihn bald das Leben gekostet.

Wie ein Schiff auf dem Weltmeere, wenn es in der

Nacht sich dem Lande nähert, nur dem Leuchtthurme zusteuern darf, dessen helles Licht ihm entgegenschimmert; so konnte auch Konrad, als er über die Heide trostlos in der Finsterniß dahinwanderte, nicht im Zweifel sein, ob er die rechte Richtung habe, sein Leuchtthurm war ja die noch immer brennende Burg, deren Flammen schwach den nächtlichen Himmel rötheten. Er hatte dort allerdings Nichts mehr zu suchen; all seine Lieben waren todt, und seine Heimath lag in Asche. Aber wo sollte er sonst hingehen? Er, der Sohn Dessen, welcher als der Treueste und Tapferste für den Ritter gekämpft hatte, konnte ohne große Gefahr sich keinem Bauern der Gegend anvertrauen. Er bestieg also wieder den Berg und betrat die Unglücksstätte. In der Nähe der noch flammenden Burg, rings von Todten umgeben, sank er kraftlos auf ein herabgestürztes Mauerstück und überließ sich nun ganz seinem grenzenlosen Schmerz. „O Gott“, rief er aus, „welch namenloses Unglück hat dieser einzige Tag über mich gebracht! Alles, was mir lieb und theuer war, habe ich auf einmal verloren, nicht einmal ein Obdach für diese Nacht ist mir geblieben, nur den Trost hab' ich noch, daß ich nicht mehr unglücklicher werden kann.“ Er brach dann in bittere Thränen aus und weinte lange, lange; kaum bemerkte er das heftige Schneegestöber, welches begann und ihm seinen Aufenthalt an dieser Stelle noch unangenehmer machte. Erst als es ihn, der kurz vorher noch in Schweiß gewesen war, gewaltig zu frieren anfang, erhob er sich von seinem kalten Sitze und entschloß sich, den Pfarrer Penthaler um Aufnahme zu bitten, wenigstens für die noch übrigen Stunden dieser schauerigen Nacht.

Er stieg also den Berg wieder hinunter, nach Ziegelbach, und verfügte sich zum Pfarrhause. Aber, o Schrecken! Die Thüren standen offen, einige Fenster waren eingeschlagen, Bücher, Schriften und andere Dinge lagen, wie er beim Mondscheine, der das Schneegewölk durchbrochen, sah, zer-

streut im Gange umher. Auf sein wiederholtes Rufen erfolgte keine Antwort. Es wurde ihm klar, daß die Bauern hier gewüthet und geplündert hatten, und daß Pfarrer Pen-thaler und seine Schwester ermordet seien, oder die Flucht ergriffen haben. Das Letztere war der Fall gewesen.

Konrad verließ also das Pfarrhaus und nahm dann wahr, daß die vordere Kirchenthüre ebenfalls offen stehe; die Bauern, welche gestern Abends Sturm geläutet, hatten sie nicht mehr geschlossen. Er trat also in die Kirche ein, da gerade die erste Stunde nach Mitternacht vom Thürme ertönte, und kniete sich nieder vor dem Hochaltar und betete für die Seele des gefallenen Vaters und für die des Ritters, und flehte zur seligsten Jungfrau, deren freundliches Antlitz durch die einfallenden Mondesstrahlen gar lieblich beleuchtet wurde, und die durch ihre Fürbitte hier schon so Vielen geholfen; er flehte zu ihr für die Rittersfrau und ihre Tochter Emma, von deren Schicksal er gar nichts wußte; er flehte auch für sich um Trost und Hilfe in seiner verzweifeltsten Lage. Nachdem er lange gebetet, setzte er sich, von der beschwerlichen Reise und von den Schrecken und Unglücksfällen des vorigen Tages vollständig erschöpft, in einen Kirchenstuhl, um hier den Tag abzuwarten, und schlief bald ein; und auch wir wollen ihn hier jetzt ruhen lassen und in unserer Erzählung, um etwas Frendigeres nachzutragen, einige Tage rückwärts schreiten.

## 18. Der Ordensmann.

Ich hab' erreicht, nach was ich strebte;  
 Im Haus' des Herrn steht nun mein Zelt,  
 Ich trag' das Kleid, das Gott mir webte,  
 So leb' denn wohl, du schöne Welt!



Die Schneedecke war durch den milden Hauch des Frühlings schon längst hinweggeschafft, die goldgelben Huslattichblüthen zierten allerorts die Straßenränder, die Gänseblümchen auf den grünenden Grasplätzen schauten gar so unschuldig und kindlich zur lieben Sonne auf, und die Erlenbäume und Haselnußgebüsche waren über und über von ihren hängenden Blütenwürstchen bedeckt; mit einem Worte, die Natur erwachte aus ihrem Winterschlaf und fing die in ihr liegende Kraft zu entwickeln an. Das liebliche Schussenthal, in welches wir uns nun versetzen, zeigte jetzt schon, welch einen Reiz zu entfalten es im Stande sei. Was muß das für eine Pracht werden, wenn diese zahllosen Obstgärten alle einmal in voller Blüthe stehen! Auch unter den Menschen erwacht mit dem neuen Naturleben neue Thätigkeit; überall strömt's hinaus auf die Gefilde, auf allen Aeckern und in allen Wiesen sind geschäftige Leute, um die schon lange ersehnten ländlichen Frühlingsgeschäfte zu besorgen.

Große Thätigkeit herrschte auch in der das Schussenthal überragenden Reichsabtei Weingarten; es wurden zu einer freudigen und großartigen Feierlichkeit Vorbereitungen getroffen. Nächster Tage, am 21. März, war das Fest des heiligen Ordensstifters Benedikt, und an diesem Tage sollte

auch ein neues Mitglied, nach vollbrachtem Noviziate, die feierlichen Ordensgelübde ablegen. Diese Ceremonie sollte diesmal noch schöner und feierlicher als sonst vor sich gehen; denn der, welcher an diesem Tage sich Gott und dem Kloster für immer opfern wollte, war ja Joseph, der Liebling des Abtes Gerwig Blarer, es war der, welchen dieser durch wunderbare Fügung des Himmels als Gegenstand eines Verlöbnißes erlangt hatte. Außerdem mag noch ein anderer Grund der erhöhten Feierlichkeit vorhanden gewesen sein. Gerwig, dieser tiefblickende Reichsprälat mochte vielleicht vermuthen, daß dieses die letzte Profess sein könnte im Kloster Weingarten. Denn bereits hatte im nahen Gaisbeuren eine große Versammlung von drei verschiedenen Bauernhäufen Schwaben's stattgefunden, und ihre gefährlichen Umtriebe und Bestrebungen erregten damals die nämlichen Befürchtungen, wie heut zu Tage die Bewegung der Socialdemokraten. „Würden die Bauern siegen, so wäre es um die Klöster geschehen,“ dachte Abt Blarer.

Mit welcher Freude und Sehnsucht sahen Joseph's Eltern diesem Tage entgegen! und wie viel betete die fromme Mutter in den letzten Tagen, daß Gott den Entschluß ihres Sohnes nicht wolle wanken lassen, sondern ihn würdig mache, ein so erhabenes Opfer zu werden!

Endlich war der 21. März angelangt. Mit ernstern, langsamen und feierlichen Schlägen durchtönte die gewaltige „Hofanna“ das ganze von der Morgensonne verklärte Schussen-thal und rief Abt und Convent und Volk in's festlich geschmückte Gotteshaus. Damals stand freilich noch nicht der jetzige herrliche Riesentempel mit seiner himmelanstrebenden Kuppel und mit seinem großartigen Orgelwerke, dieser wurde erst 200 Jahre später unter Abt Sebastian Hiller erbaut; es war eine gothische Kirche, in welche durch die farbigen Fensterscheiben nur ein gedämpftes Licht eindrang, das aber die Andächtigen mit hoher Ehrfurcht und heiligem Schauer

erfüllte. Die Festpredigt hielt der gelehrte und weitberühmte Freund des Prälaten, Pater Nikolaus Ellenbog, aus dem Kloster Ottobeuren, der zur Verherrlichung des Festes eigens eingeladen worden war. Nach Beendigung der Festrede zog der ganze Convent mit dem Reichsprälaten in's Gotteshaus, und das feierliche Hochamt, von Abt Gerwig gehalten, begann. Josephs' Eltern hatten nahe beim Altar einen Ehrenplatz erhalten. Welche Gefühle durchwogten ihre Seele, als nach beendigtem Credo ihr Sohn mit dem Novizenmeister zum Hochaltare vortrat, feierlich vor dem Abte das Ordensgelübde ablegte und in dreimaligem Gesange, der von der ganzen anwesenden Klostergemeinde wiederholt wurde, den Herrn des Himmels um Aufnahme bat! Und als er dann vom Abte mit einem neuen Gewande und dem weiten und faltenreichen schwarzen Chorikleide angethan, zwischen 4 Leuchtern auf den mit schwarzem Tuch bedeckten Boden sich hinlegte, als Einer, der nun der Welt und ihren Freuden gänzlich abgestorben ist! Nachdem er zuletzt noch den Abt und all seine neuen Mitbrüder, mehr als 40, umarmt, und um ihr Gebet angefleht hatte, wurde das Hochamt wieder fortgesetzt, und es ertönte nun vom Musikchor herab eine von Joseph's Lieblingscompositionen, die er sich erbeten, ein Offertorium, das auch nach seinem Inhalte: „Auf dich, o Herr, hab' ich vertraut, ich werde nicht zu Schanden,“ auf diese erhabene Feierlichkeit sehr gut paßte. Nach der Communion empfing auch er den Leib des Herrn; und mit ihm seine tief gerührten Eltern.

Mittags war große Tafel in dem schönen und geräumigen Speisesaal des Klosters, und Joseph, oder wie er jetzt mit seinem Ordensnamen hieß, Ildephons, saß mit Vater und Mutter in der Nähe seines lieben Abtes und des gelehrten Herrn von Ottobeuren. Die verschiedenen köstlichen Speisen, die herrlichen Weine, die Herablassung und Freundlichkeit des Prälaten: wie selig waren da die Eltern! Und erst als der

Abt das Weinglas ergriff und mit dem Sohne und ihnen anstieß und auf ihr Wohl trank, da war die Seligkeit dieser Leute vollständig, und der Vater sagte: „Gnädiger Herr! dieser Tag ist der schönste meines ganzen Lebens.“

Das Gespräch kam auch auf Joseph's jahrelanges Bemühen, zum Studium und in's Kloster zu kommen, und Abt Gerwig sagte dann: „Lieber Bruder Ildephons! damals als wir zwischen Bellamont und Rottum uns trafen, hätten wir nicht geglaubt, daß du einst in meine Hände das Gelüde ablegen, und wir so fröhlich im Refectorium in Weingarten bei einander sitzen würden.“

„Herr Prälat,“ sagte nun die Mutter, mit Uebergehung aller Titel, „ich habe die Hoffnung nie aufgegeben, daß es meinem Joseph noch gut gehen werde, denn ich habe viel für ihn gebetet.“

Abt Gerwig gab ihr, freundlich lächelnd, zur Antwort: „Ja, Mutter, wer betet und auf Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut.“

So ging dieses Festmahl, ob schon es lange dauerte, den überglücklichen Eltern fast nur zu schnell vorüber, blieb ihnen aber für immer in freudigem Andenken. Am Abende war noch feierliches Completorium in der Klosterkirche, und der ergreifende Psalmengesang und die majestätischen Orgelklänge, welche das dämmernde Gotteshaus durchhallten, gaben diesem festlichen Tage einen würdigen Schluß.

Am folgenden Tage bekam Ildephons vom Abte die Erlaubniß, seine Eltern im ganzen Kloster herumzuführen und ihnen Alles zeigen zu dürfen. Wie staunten sie, als sie in die Bibliothek kamen und die Tausende von Büchern sahen! Auch die große Küche, die verschiedenen Werkstätten, die umfangreichen Oekonomiegebäude und manches Andere überstieg all ihre Vorstellung. Ildephons erzählte dann auch dem Vater, wie die Welfen, dieses mächtige schwäbische Geschlecht, auf dem nämlichen Platze, wo ihr Stammschloß gestanden,

dieses Kloster gegründet haben; wie durch Juditha, die Gemahlin eines Welfen, das heilige Blut aus der Seitenwunde des Heilandes hieher gebracht worden sei, und mehreres Andere; sowohl historische, was den Vater besonders interessirte, als religiöse, was die Mutter mehr ansprach.

Als sie sich trennten, sagte die Mutter noch zu ihrem Sohne: „Mein lieber Alphons oder Jldephons, oder wie du jetzt heißest, sei Gott nur recht dankbar für das Glück, welches du gehabt hast und wende es recht zu deinem Seelenheile an.“

„Und bedenke,“ fügte der Vater bei, „daß du nicht den Zweck, sondern nur ein Mittel erreicht hast, um den wahren Zweck zu erreichen, nämlich die ewige Seligkeit!“

Dieser Tag der feierlichen Profess war für Joseph ein schöner Tag gewesen, würde aber für ihn noch viel freudiger gewesen sein, wenn auch der Jugendfreund, nach welchem er in letzter Zeit sich so oft und so innig sehnte, zugegen gewesen wäre. Er hatte ihm geschrieben und ihn zu dieser Feier dringend eingeladen, ihn aber vergebens erwartet. Sollte Jener ihn ganz vergessen haben, da er nicht erschien, ja nicht einmal schrieb?

Drei Wochen später erhielt Jldephons von Konrad, einen Brief, worin er ihn von all dem Schrecklichen, das sich am 6. April in Ziegelbach ereignet hatte, ausführlich benachrichtigte. Wie erschrock er, als er den Fall der Krattenburg, den Untergang dieser edeln Familie, Konrad's Unglück und Hilflosigkeit und das traurige Ende Miglantha's vernahm! Sogleich eilte er mit diesem unheilvollen Briefe zu seinen Eltern, welche ohnehin immer sehr begierig waren, Nachrichten aus der Heimath zu erhalten, und wie jammerten sie, als Jldephons ihnen diesen traurigen Bericht seines Freundes vorlas! Inniges Mitleid über Konrad's Schicksal ergriff ihre Herzen, und tief bedauerten sie den Tod der Andern und den schrecklichen Aufruhr. Besonders aber schmerzte Jldephons Miglantha's schrecklicher

Tob. „O wenn sie doch,“ sagte er mit Thränen in den Augen, „wenigstens nicht in solch rachesüchtiger Gefinnung vom Tode weggerafft worden wäre, sie, die mich so sehr geliebt!“

Konrad's Brief schloß mit den Worten: „O vergiß auch fernerhin nicht deinen Freund, welcher, während du des höchsten Glückes dich erfreust, namenlos unglücklich ist!“ Ildephons hatte nicht nöthig, seine Eltern darum zu bitten, sie selbst beschloffen, dem unglücklichen Konrad gleich morgen eine kleine Unterstützung zu übersenden.



## 19. Große Gewalt wird niemals alt!

Zu Ende geht nun euer Toben,  
Der Rache-Engel sich jetzt naht,  
Sein Schwert ist drohend schon erhoben,  
Es folgt der Fluch der bösen That.



Nachdem die Krattenburg von den Bauern so bald abgethan war, und auch die Stadt Wurzach in ihren Händen sich befand, sollte die Ziegelbacher Heide für die Haufen des unteren Allgäues ein Hauptsammelplatz und ein Ort der Entscheidung werden, und in der kommenden Woche sollten hier bedeutende Dinge sich abwickeln.

Am Dienstag in der Charwoche, den 11. April, verließ Truchseß Georg die Gegend bei Günzburg und Leipheim und richtete seinen Marsch nach Oberschwaben. Bei Baltringen, einem Hauptherde des Aufstandes, stieß er auf 200 Bauern, von denen er die Hälfte erschlug, die anderen theils gefangen nahm, theils auseinander sprengte. In einem Riede bei seinem Bergschlosse Grünenthann traf er wieder 600 Bauern, die gerade im Begriffe waren, nach Wurzach zu marschiren; einige 20 von diesen wurden niedergemacht, gegen 200 gefangen genommen. Die Bundesbehörde in Ulm schrieb dem Truchsess, er solle links ziehen und dem Kloster Ochsenhausen zu Hilfe kommen; da aber fortwährend Nachrichten kamen von der Bedrängniß seines Schlosses Wolfegg, von der Gefahr seiner Familie in Waldsee, so setzte er seinen Marsch gegen Süden fort, hatte aber im Riede bei Winterstetten einen heftigen Kampf gegen die Bauern zu bestehen,

in welchem wieder viele Aufrührer umkamen und 141 gefangen genommen wurden, größtentheils Georg's eigene Unterthanen.

Der Pfaffe Florian wollte hier mit dem Truchsessern unterhandeln, aber nur in der Absicht, ihn so lange hinzuhalten, bis die Haufen vom Bodensee und vom obern Allgau auf der Ziegelbacher Heide angekommen wären. Doch der Bundeshauptmann merkte diese List, ließ sich auf's Unterhandeln nicht ein und marschirte weiter, dem Heistergaue zu.

Der Plan der Bauern war somit vereitelt. Da sie einsahen, daß sie mit ihren 7000 Mann, welche sie bis jetzt bei einander hatten, auf der großen Ebene der Ziegelbacher Heide der Reiterei und den Kanonen der Bundestruppen, welche, wie sie wußten, 8000 Mann stark auf sie losrückten, nicht gewachsen seien, so zogen sie sich zwischen den sogenannten „Siechenberg“ und die Stadt Wurzach zurück, wo sie auch von Norden her durch die Aitrach und das Ried gedeckt waren. Pfarrer Florian schrieb am 13. April noch in aller Eile an den Grönenbacher Haufen und bat um Hilfstruppen; und wirklich kam von dort am folgenden Tage ein Abtheilung Bauern bei Wurzach an.

Der 14. April, der Charfreitag, war angebrochen, der Tag der Versöhnung zwischen Himmel und Erde, und heute sollten die Christen einander selbst hinhinmorden; es war angebrochen der ernsteste Trauertag des Kirchenjahres, an welchem selbst die Glocken schweigen, und heute hörte man allüberall Sturm läuten; die geweihten Glocken mußten ihre hehre Stimme dazu hergeben, die verwilderten Christen zu blutigem Mord aufzufordern. Denn schon kam der Truchseß mit seinen zahlreichen Bundestruppen über den nördlichen Höhe-

zug herüber und vom Heidgauer Berge herab. Sobald er, auf der Ebene angekommen, seine Leute in Ordnung gebracht, rückte er sogleich gegen Wurzach vor, wo unterdessen noch 1500 Bauern von der Iller angekommen waren. Er erstürmte sodann die südlich von der Siehenkapelle gelegenen und von den Bauern besetzten Höhen und suchte jene auf jede Weise aus ihrer guten Stellung herauszulocken, aber vergebens; denn bei jedem Angriffe zogen sie sich sogleich hinter die Mitrach und in's Kied zurück; mit seiner Reiterei konnte er ihnen daher wenig Schaden beibringen, mehr jedoch mit seinen 18 Kanonen; Viele auch ertranken im Flusse und in den tiefen Wassergräben.

Bei einem solchen eiligen Rückzug in's Torfmoor fiel ein alter, schon gebrechlicher Bauer, der am Treffen Theil nahm und nicht mehr schnell laufen konnte — er nannte sich Hans Lutz — den Bundestruppen in die Hände. Vor den Truchsessern geführt, fragte ihn dieser: „Du alter Bursche, was hab' ich denn euch Bauern Leid's gethan, daß ihr mich vertreiben und einen ehrlosen Pfaffen zu eurem Herrn machen wollet?“

Das alte Bäuerlein fiel vor dem Gestrengen auf die Kniee und sprach: „Gnädiger Herr! wir sind eben wüthige und aufrührerische Leute. Aber ich bitt' Euer Gnaden, mich zu Euren Unterthanen zu schicken, und ich hoffe, sie dahin zu bringen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben!“

„Ja, thu' das, alter Kerl!“ sagte der Truchseß. „Wenn sie mir den Pfaffen Florian von Michstetten ausliefern, so sollen alle Andere begnadigt werden.“ Die Bauern thaten es aber nicht; sie wiesen dieses Ansinnen entschieden zurück.

Unterdessen erhielten die Revolutionäre von Westen her einen bedeutenden Zuzug: Urban Hermann, der Anführer des Bodenseehaufens, rückte mit 4000 Bauern aus dem Schussen-thale mit viel Lärm heran. Sogleich richtete der Truchseß seine Kanonen auf diese, griff sie an und tödtete bei 100 Mann,

viele Andere, auch ihren Anführer, nahm er gefangen. Den aufrührerischen Bauern muß man überhaupt nachsagen, daß sie in den Treffen nie Muth und Tapferkeit bewiesen; Muth hatten sie nur beim Ausrauben der Klöster und beim Niederbrennen der Schlösser.

Wurzach mußte sich ergeben, und bei angebrochener Dunkelheit wurden noch viele Bauern in den tiefen Canal in der Stadt hineingejagt und ertranken, nicht wenige auch in der Aitrach. Im Ganzen sollen 100 ertrunken, 400 im Treffen gefallen und ebensoviele gefangen worden sein.

Nach allen Seiten auseinandergesprengt, eilten die Auführer theils ihrer Heimat zu, theils zogen sie mit Pfarrer Florian gegen Gaisbeuren, konnten aber, da eine äußerst finstere Nacht diesem traurigen Charfreitage folgte, nicht weiter verfolgt werden, zumal des Truchsessens Soldaten wieder bockbeinig zu werden anfangen und nicht mehr gehorchen wollten.

Obgleich verhältnißmäßig nicht gar viele Bauern gefallen waren, hatte die Sache für das untere Allgau doch so ziemlich sein Ende erreicht, zumal der Truchseß am folgenden Tage bei Gaisbeuren ein noch größeres Herr der Bauern mit leichter Mühe auseinander jagte.

Unsere vier Hauptschreier hatten bei diesem Treffen nicht gefehlt; sie hatten in demselben gekämpft, und drei von ihnen auch für immer ausgekämpft. Moxinger fiel, von einer Kugel getroffen, nicht weit von der Stadt, und der Schweinschneider wurde am Osterfeste bei Diepoldsbosen aus der Aitrach gezogen, in welcher er, wahrscheinlich in seinem Normalzustande, das heißt betrunken, seinen Tod gefunden. Der Sattelbauer von Rohrbach hatte, schuftig, wie immer, in ein Gebüsch versteckt, auf die Bundestruppen geschossen und einige von ihnen getödtet. Diese zogen ihn dann heraus und knüpften ihn, ohne dem Truchsessens die Sache anzuzeigen, ohne viele Umstände an die große Linde auf, welche noch heut

zu Tage am Fuße des Leprosenberges steht. Müllerhans aber, der roheste von Allen, kam mit dem Leben davon und flüchtete sich nach Gaisbeuren; er war noch nicht am Ziele seiner edeln Laufbahn angelangt.

Durch dieses für die Bauern so unglückliche Treffen war in gar vielen Familien Trauer und Elend eingekehrt; viele Väter und Söhne waren gefallen oder schwer verwundet. Doch keine Familie war schlimmer daran, als die des liebreichen Schweinschneiders, der bei seinem Leben Alles vertrunken, und bei seinem unseligen Tode Frau und Kinder in der größten Armuth zurückgelassen hatte. Doch Pfarrer Benthaler, dieser würdige Prieser, nahm sich der Familie jenes unglücklichen Mannes, der einer seiner gehäßigsten Feinde gewesen, liebevoll an und sorgte für sie, so lange er noch lebte, auf jede Weise.

## 20. Der Besuch.



Ich leb' vergnügt, ich leb' der heil'gen Pflicht,  
Doch dich, o Heimat, dich vergeß ich nicht!

Mehr als 3 Jahre waren verflossen, seitdem die irregeleiteten Bauern zum Gehorsame zurückgebracht, und dem Lande der Friede wieder gegeben war. Die ehernen Waffen ruhten jetzt freilich, aber nicht die Waffen des Geistes. Immer mehr breitete sich die neue Lehre aus, und immer heftiger entbrannte der Kampf zwischen Rom und den Anhängern Luther's, und es war vorauszusehen, daß der Kampf der Geister früher oder später neuerdings einen blutigen Kampf der Waffen zur Folge haben müsse. Doch an manchen Orten, besonders in geordneten Klöstern, wo der Geist der Neuerung und die Idee einer falschen Freiheit noch nicht eingedrungen war, herrschte Ruhe und Friede, und Alles ging in der gehörigen Ordnung fort. Auch im Kloster Weingarten unter der milden und umsichtigen Regierung des weisen und eifrigen Abtes Gerwig Blarer war dieses der Fall. Und so hatte unser Ildephons unterdessen seine philosophischen und theologischen Studien beendet und am Pfingstmontage des Jahres 1528 in der Klosterkirche seine erste heilige Messe gelesen. Wir wollen es nicht versuchen, das Glück und die Freude der Eltern zu schildern, da sie ihren Sohn als Priester am Altare stehen und dem Höchsten das heiligste aller Opfer darbringen sahen, ihn zum erstenmal mit reiner und klanger voller Stimme das Amt singen hörten und aus des Sohnes

Händen die heilige Communion empfangen, und als sie dann wieder, wie früher bei der Profesz, an dem freudigen und glänzenden Festmahle Theil nehmen durften.

Pater Aldephons war jetzt überglücklich, was ihn selbst und seine Eltern betraf; er hätte aber auch jeden Menschen so glücklich, wie sich, sehen mögen, besonders aber seinen Freund Konrad, der ihm ganz besonders am Herzen lag; denn die Freundschaft war neu gestärkt vom Schlummer wieder aufgewacht. Er ließ es also sich sehr angelegen sein und that verschiedene Schritte, dem Freunde zu helfen und ihm eine angenehme Lebensstellung zu verschaffen. Schon lange hatte er ihn und die liebe Heimat nicht mehr gesehen, denn seit er dem Orden angehörte, war er nicht mehr von Weingarten fortgekommen; jetzt, da er Priester war, durfte er eine kleine Erholungsreise machen und konnte somit dem Triebe seiner Seele folgen und den theuren Boden wieder betreten, wo er seine Jugend verlebt hatte.

Konrad hatte, sobald Pfarrer Penthaler nach jenen Unglückstagen, oder vielmehr nach dem Treffen bei Wurzach zurückgekehrt war, bei ihm Aufnahme gefunden und wurde bei dessen Oekonomie beschäftigt; Penthaler hätte ja keinen treueren und zuverlässigeren Menschen finden können. Konrad seinerseits beschloß, im Pfarrhose zu bleiben, so lange es ihm gestattet sei, weßhalb er sein Haus nicht mehr aufbaute, sondern seine wenigen Aecker verkaufte, da ohnehin sein Muth gebrochen, und die selbstständige und freudige Thatkraft für jetzt vollständig gelähmt war. Nur allmählich kam, im Umgange mit Penthaler, wieder etwas mehr Ruhe in seine bekümmerte Seele, wieder etwas Freudigkeit in sein vom Schicksal so hart getroffenes Herz. Doch schon im folgenden Jahr 1526 wurde dieser treffliche Pfarrer, dieser sein väterlicher Freund ihm durch den Tod entrissen, und dessen Nachfolger, Johannes Manz, war dieß für ihn nicht mehr. Er behielt ihn, weil er seine Treue und Redlichkeit kannte, zwar bei sich im Hause,

von einem so freundschaftlichen Verhältnisse aber war nicht mehr die Rede.

Es war an einem äußerst schönen Tage Mitte Septembers als Konrad auf einem nahe bei Ziegelbach gelegenen Acker seines Pfarrers mit dem Säen des Winterroggens beschäftigt war. Auf einmal sah er von Rohrbach her einen geistlichen Herrn, einen Ordensmann, kommen und zwar einen Benedictiner, mit dessen fliegendem Scapulier die etwas bewegten Herbstlüfte ihr Spiel trieben; nur noch ein paar Minuten, und die beiden Freunde lagen sich in den Armen, und einem jeden standen, da sie nach langer Trennung und so verschiedenen Schicksalen sich wieder sahen, Thränen der Freude und Rührung in den Augen. Jeder bemerkte bald die Veränderung, welche in dem Anderen unterdessen vor sich gegangen: des früher so heitern Konrad hatte Schwermuth sich bemächtigt, seine ehemalige Lebensfreudigkeit war fast gänzlich verwischt; während der in seiner Jugend so schüchterne und schweigsame Joseph jetzt heitern Sinnes, beredt und witzig geworden. Sie hatten gleichsam ihre angeborene Natur gegenseitig ausgetauscht; so sehr können äußere Verhältnisse die inneren Seelenzustände umgestalten!

Nachdem sie sich also herzlich begrüßt und gefreut hatten, wollte Pater Iobephons den arbeitsamen Freund nicht länger mehr stören und sagte, daß er jetzt zu Pfarrer Manz sich verfüge, um sich ihm vorzustellen, und dort würden sie sich Abends wieder treffen. Er wurde vom Pfarrer, der ihn noch nie gesehen, durch Konrad aber viel von ihm gehört hatte, recht gut aufgenommen, und er konnte bei ihm bleiben, so lange er sich in der Gegend aufhielt, und jetzt zum erstenmal einige Tage lang mit Konrad unter einem Dache wohnen.

Am folgenden Sonntage nach der Vesper machte Vater Aldephons Konrad den Vorschlag, mitjammen den Krattenberg zu besteigen und die Ruine des zerstörten Schlosses, welche so schauerlich in's Thal herniederschaute, näher zu besuchen. Konrad erklärte sich bereit, indem er sagte: „Obgleich auf jenem Plage mein Schmerz immer wieder erneuert wird, so besuche ich ihn doch oftmals, setze mich auf ein heruntergestürztes Mauerstück und rufe mir die heitere Zeit meiner Jugend, die seligen Stunden, welche ich dort verlebt in's Gedächtniß zurück und — weine.“

Sie bestiegen also den Berg und besichtigten die zerstörte Burg. Konrad machte den Freund auf gar Manches aufmerksam: er zeigte ihm den Platz, wo das Wohnzimmer, wo die Bibliothek, wo die Kapelle gewesen, die Stelle, wo die Leiche seines Vaters gelegen, wo der Ritter gefallen, wo er durch das Gespräch jener Bauern auf eine falsche Spur geleitet worden. „Hier,“ sagte er endlich, mit Thränen in den Augen, „hier unter den Trümmern dieses Schlosses liegt auch mein Lebensglück begraben! Doch ich will froh sein, daß ich wenigstens dich noch habe, mein Freund Joseph; nein, auch dieser Name ist für mich verloren gegangen, du heißest jetzt Aldephons.“

„Nein, lieber Konrad,“ rief der Vater; „dir und meinen Eltern bin ich Joseph geblieben; denn ich weiß, daß es euch schwer fällt, mit einem anderen Namen mich zu nennen, als mit dem, unter welchem ihr so lange mich innig geliebt. Ja, Konrad, ich bin dein Joseph, ich bin und bleibe dein Freund! Und damit du siehst, daß ich es bin, und daß ich Dir wohl will, so setze dich zu mir auf diesen gar so einladenden Rasen her, wo wir das ganze Thal erblicken können und den Wasserspiegel des Rohrsees glitzern sehen, und ich werde dir vielleicht etwas Erfreuliches mitzutheilen im Stande sein!“

Nachdem sie sich gesetzt hatten, sagte Vater Aldephons: „Ich weiß, mein Konrad, daß Pfarrer Manz mit dir wohl

zufrieden ist und auch fernerhin dich deinen Lebensunterhalt bei sich verdienen läßt. Die Verhältnisse könnten sich aber ändern, er könnte anderswohin versetzt werden, könnte sterben, könnte, was bei den geheimen Umtrieben, die unter den Bauern noch immer fortbauern, verjagt werden; was wolltest du dann anfangen? Und deshalb habe ich in letzterer Zeit Schritte für dich gethan, und zwar nicht ohne Erfolg. Unlängst war nämlich Truchseß Georg von Waldburg auf Besuch in unserem Kloster, und da wurde auch von dem unglücklichen Ritter von Krattenburg gesprochen, und der Truchseß sagte, daß es ihm Leid gethan, daß er ihm damals nicht habe Hilfe senden können. Ich aber benützte diese Gelegenheit und bat ihn, jenen jungen Mann, der aus Treue gegen seinen Herrn, vergebens sich jener gefährvollen Gefandtschaft unterzogen, und der zudem Talent und Bildung besitze, in seinen Dienst zu nehmen. Auch Abt Blarer trug das Seinige dazu bei, indem er zum Truchseßen sagte: „Der, welchen mein Vater Ildephons empfiehlt, bedarf keiner weiteren Empfehlung mehr.“ Und da treue und brave und gebildete Leute in unserer Zeit gar selten sind, so war die Frucht meiner kleinen Bemühung dieses Schriftstück, das ich somit dir übergebe und dazu meinen Glückwunsch ausdrücke; es ist deine Ernennung zum Schloßverwalter in Waldburg.

Konrad konnte vor Staunen und Rührung nicht sprechen, er drückte dem Freunde nur die Hand, auf welche eine Thräne des Dankes fiel.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und die beiden Freunde verließen die Ruine und gingen den Berg hinab, nach Ziegelbach. Jetzt auf dem Wege fand Konrad endlich Worte um seinen Dank und seine Freude auszudrücken. „Mein Joseph,“ rief er aus, wie kann ich dir dieses vergelten? Eine angenehmere Stellung hättest du mir unmöglich verschaffen können. Ich soll nun für immer in jener so hoch und herrlich gelegenen Burg wohnen, die ich von

Jugend an von meinem väterlichen Hause und von der Krattenburg aus vor Auge hatte, und nach der ich oft, ich wußte nicht warum, mit einer gewissen Sehnsucht hinblickte!

Pater Ildephons versicherte ihn, daß ihm diese Ernennung zu nicht geringerer Freude gereiche, er sei also durch die Sache selbst hinlänglich belohnt.

Unter solchen Gesprächen waren sie im Pfarrhause angekommen, und beim Nachtessen theilte Ildephons dem Pfarrer mit, daß Konrad sein Anstellungsdecret als Schloßverwalter von Walzburg bereits in Händen habe. Der Pfarrer freute sich zwar über Konrad's Glück, bedauerte aber doch, diesen treuen und rechtschaffenen Mann aus dem Hause und aus der Pfarrgemeinde fortlassen zu müssen.



## 21. Neues Aufleben.

Seht, wie die drückenden Wolken entziehen,  
 Welche so lange den Himmel bedeckt!  
 Und wie die Nebel so rasch sich verziehen!  
 Längst hat der brausende Sturm sich gelegt.  
 Wenige Tage, und Blumen erblühen,  
 Welche der kosende Lenz hat geweckt.



Die Natur war bereits ihrer Schönheit beraubt, die Felser standen schon kahl, und nur noch vereinzelte Vögel hörte man singen; es war somit kein Aufleben in der Natur, sondern in Konrad's Seele, welche so lange von der starren Eiskrinde des Kummers und der Schwermuth umhüllt gewesen. Doch jetzt sprang diese geistige Eiskruste, und der freudige Lebensmuth konnte sich wieder langsam emporrichten, um sich an seinem unerwarteten Glücke zu sonnen.

Die Abreise nach Waldburg mußte bald stattfinden; denn Pater Isephons wollte, auf der Rückkehr nach Weingarten einen kleinen Umweg machend, den Freund selbst dorthin begleiten und dem Truchsessin vorstellen. Die wenigen Tage, welche sie noch in Ziegelbach verweilten, wollten sie noch zu Abschiedsbesuchen verwenden, freilich nicht bei den Leuten, denn diese waren schlimmer geworden, als sie vor einigen Jahren gewesen, sondern an einigen Lieblingsplätzchen der Umgegend. Vor allem bestiegen sie noch einmal die Krattenburg und verweilten lange an diesem Platze. Und wie nach den schönsten Frühlingstagen wieder unfreundliches Schneegestöber einfallen kann, so beschlichen auch hier den Konrad traurige Rück-

erinnerungen und er rief: „O mein Freund, könnte ich doch in diesen ausgebrannten Räumen meine Emma wieder finden, die, wie eine Schwester, mich innig geliebt! oder wenn ich wenigstens nur wüßte, was aus ihr geworden ist. Aber ich muß sie als todt betrauern, und wie mag ihr Tod beschaffen gewesen sein? O Joseph, das ist ein Stachel für mein Herz, der es verwundet, bis es selbst im Tode einmal bricht.“

Vater Jldephons suchte ihn zu trösten und seinen Geist auf etwas anderes zu lenken: „Schau,“ sagte er, „wie deutlich man heute das Schloß Waldburg sieht! man sollte nicht meinen, daß es über 4 Stunden von hier entfernt ist. Von dort aus kannst du also bei hellem Wetter alle Tage deine Heimath, deinen Lieblingsplatz sehen.“

„Um immer wieder meinen Schmerz zu erneuern,“ entgegnete Konrad. Zuletzt besuchte er auch noch den Platz, wo sein väterliches Haus gestanden, und der jetzt von Gras und Gestrüpp überwuchert war. Er kniete sich daselbst nieder und betete für seine dahingegangenen Eltern ein Vater unser.

Am folgenden Tage wurde ein Ausflug zur Zigeunerhütte gemacht. Heute war es hauptsächlich an Jldephons, durch traurige Rück Erinnerungen wehmüthig gestimmt zu werden. Er gedachte der Liebe, mit welcher Miglantha an ihm gehangen; er gedachte an ihr schmerz erfülltes Leben und an ihren schauerlichen Tod. Aber auch Konrad wurde an diesem Platze erschüttert; es kam ihm jene schreckliche, jene unglücklichste Nacht seines ganzen Lebens wieder in den Sinn, und der entsetzliche Schrecken, als er sie ermordet in dieser Hütte fand und bald selbst als ihr Mörder um's Leben gekommen wäre.

„Weißt du denn nichts Näheres über die Ermordung der Miglantha?“ fragte Jldephons.

Dieser antwortete: „Die ganze Sache soll sich so verhalten haben: Wie ich dir schon damals schrieb, hielten jene vier saubern Männer in der Nähe der Burg eine Berathnung und sagten zuletzt, daß die Zigeuner sie fortgeschleppt haben;

sie meinten aber nicht, wie ich damals glaubte, die Frauen, sondern die Schäge. Und so machten sie sich, so erzählt man, sogleich auf den Weg zur Zigeunerhütte, bemerkten auch bald Einige dieses Stammes, die vor ihnen hergingen, konnten sie aber, da Jene ihre Schritte beschleunigten, nicht einholen; auch gingen die Zigeuner nicht der Hütte, sondern ihrem Lager zu, bis zu welchem Mofinger und der Schweinschneider ihnen nachsetzten. Müllerhans und der Sattelbauer eilten der Hütte zu, um dort nach Geld zu forschen. Niemand war in der Hütte als Miglantha, und von dieser erhielten sie Nichts, als eine derbe Strafpredigt über die nächtliche Störung. Dadurch erbittert und in seiner Hoffnung getäuscht, machte der schreckliche Müllerhans, welcher heute ohnehin schon viel Blut vergossen, seine früheren Drohungen zur Wirklichkeit und erschlug die Zigeunerin auf der Stelle.“

Ildephons, der über diese Erzählung sehr nachdenkend und wehmüthig gestimmt worden war, sagte: „Als ich vor Jahren in dieser nun verlassenen Hütte von Miglantha Abschied nahm, sprach sie zu mir: „„Wenn du einst in diese Hütte kommst und mich nicht mehr findest, so denke: Sie hat mich doch geliebt, geliebt, wie einen Sohn!““ Ja, sie hat mich geliebt, möchte sie aber auch unseren Heiland geliebt haben und jetzt bei ihm sein!“

Sie verließen die Hütte, welche jetzt schon ihrem Zerfalle entgegen sah, und gingen, nachdem Ildephons seinen Blick noch mit vieler Vorliebe auf seinem Felde, wo er in seiner Jugend so viele Zeit zugebracht, einige Augenblicke hatte ruhen lassen, an den Rohrsee hinab, wo die emsige Martha sie schon mit dem Kahne erwartete und nach Rohr hinüberführte. Diesmal wurden sie von den schreienden Möven nicht belästigt; sie hatten die Gegend schon längst verlassen und waren ihrem Winter-Aufenthalte zugeflogen; nur einzelne Wild-Enten sausten über sie dahin, und manchmal schnellte ein Fisch aus der Fluth empor. Nach kurzer

Einkehr bei den Verwandten gingen die beiden Freunde über Kohrbach nach Ziegelbach zurück.

Am folgenden Tage, einem herrlichen Septembervorgen, ging's fort gegen Südwesten und Walzburg zu. In Wolfegg, diesem schön gelegenen Orte, wurde Halt gemacht und ausgeruht; auch wurde das Schloß angeschaut, das Konrad's neuem Herrn, dem Truchessen, gehörte und von ihm meistens bewohnt wurde. Dann ging's weiter durch die anmuthigen Dörfer, die ganz versteckt liegen zwischen zahlreichen Obstbäumen, welche jetzt gerade unter ihrer reizenden Last beinahe zusammenbrachen. Das freundliche Wetter und die liebliche Gegend hatte die beiden jungen Männer sehr freudig gestimmt und Konrad gestand, daß er seit Jahren nie mehr so heitern Gemüthes gewesen sei. Als es 11 Uhr schlug, bestiegen sie schon den waldigen Bergkegel, auf dessen Gipfel die erhabene Burg so herrlich thront.

Sie traten ein in die Ringmauer, welche das ganze Schloß umgibt, traten ein in den inneren Hofraum und schauten stannend an den hohen Mauern der Burg hinauf; da ertönte plötzlich hinter ihnen die rauhe Stimme des „Bauernjörg“, der gerade durch den Hof ging: „So, Herr Vater,“ rief er, „ihr bringt mir da gewiß meinen neuen Verwalter? Kann ihn brauchen, wenn er was taugt; hab' fast lauter Lumpen in meiner Herrschaft, die weder Gott, noch mir mehr gehorchen wollen; sie möchten von mir und vom Glauben abfallen. Aber ich will es diesen Kerls vertreiben; sie sollen bleiben, was ihre Väter waren, oder es soll sie der Teufel reiten!“

Jetzt mußte der Truchseß husten, und diese Pause benutzte Vater Ildephons, um zu Wort zu kommen und seine Begrüßung und Empfehlung an den Mann bringen zu können. „Durchlauchtigster Herr Truchseß“, sagte er, „ich nehme mir die Freiheit, diesen meinen Jugendfreund Euerer Gewogenheit bestens zu empfehlen. Er stand den Bauernumtrieben

immer ferne, war vielmehr, wie sein Vater, ein treuer Anhänger des Ritters von Krattenburg und wurde in jener Familie fast wie ein Sohn betrachtet und geliebt; und so wird er auch Euer Durchlaucht unverbrüchlich treu dienen und das Vertrauen, welches Ihr ihm schenket, nur noch zu vermehren suchen.“

„Er schaut wenigstens offen d'rein“, fuhr der Truchseß fort, „und das hab' ich gern. Aber diese Bauern, aus deren glänzenden Augen nur Falschheit und Blödsinn und Rohheit heraussehaut, wagen es nicht, mir offen in's Gesicht zu sehen. Wie heißest du, junger Mann?“

„Ich heiße Konrad, um zu dienen, Durchlaucht.“

„Was, zu dienen?“ polterte der Bauernjörg ihn an; „nur keine leeren Sprüche! Thaten verlange ich; Treue, Emsigkeit, Sittlichkeit; übst du diese, so kommen wir famos mit einander aus. Morgen beginnt dein Dienst, und heute kannst du, nachdem wir mit einander zu Mittag gegessen, mit dem geistlichen Herrn noch meine Burg anschauen, ein Diener wird euch herumführen. Vater Ildephons, Ihr bleibt doch bei mir über Nacht?“

„Verzeihet, Herr Truchseß!“ sagte dieser, „ich soll heute noch in meinem Kloster eintreffen, werde also nur bis nach 3 Uhr bleiben, um dann recht gemüthlich an dem schönen Abende das Laurathal hinabwandern zu können.“

„Ihr könnt thun, wie Ihr wollt“, sagte der Truchseß; „Ihr wisset, daß ich keine Complimente mache, aber jeder brave Mann mir willkommen ist.“

Man ging dann bald zu Tisch. Beide wurden vom Truchseßen der Gräfin und den Kindern mit kurzen Worten vorgestellt, und auch Konrad durfte als Freund des Vaters, und da er heute noch als Gast betrachtet wurde, an der gräßlichen Tafel mitspeisen und konnte dabei sowohl die Biederkeit als Derbheit des „Bauernjörg“ noch besser kennen lernen.

Nachdem das Mahl vorüber war, begann die Besich-

tigung der Burg. Wie schauten und staunten Beide! wie sehr freute sich Konrad, von jetzt an in einem Schlosse leben, es sogar unter seiner Aufsicht haben zu können, das noch schöner war, als die ihm so theuer gewesene Krattenburg! Und erst die unbefchreiblich schöne Fernsicht von der schwindelerregenden Altane aus nach allen Seiten! Konrad hatte gar nicht vermuthet, daß es irgendwo eine solche Aussicht geben würde, konnte es somit auch kaum glauben, als Ildephons ihm versicherte, daß die vom Hörnliberg aus, den er ihm zeigte, noch viel schöner sei. Wie entzückte ihn der glänzende Wasser Spiegel des Bodensees, der aus weiter Ferne in großer Ausdehnung sich ihnen zeigte! „An diesen See“, rief Konrad aus, „müssen wir einmal mit einander eine Reise machen!“

Nachdem sie lange diese herrliche Fernsicht genossen, rief der Truchseß sie zu einem Glas Wein, und sie saßen recht heiter noch eine Stunde beisammen, bis Pater Ildephons endlich vom Truchessen und dessen Familie sich verabschiedete und nochmals ihm seinen Freund empfahl, der ihm dann fast bis zum Anfange des Laurathales das Geleit gab und ihm nochmals den herzlichsten Dank aussprach.

## 22. Wiedersehen.

O laß Dir nie die Hoffnung rauben,  
 Ja, halt sie fest mit aller Kraft!  
 Denn, was wir als verloren glauben,  
 Sich oft empor zum Leben rafft.



S war im Sommer des folgenden Jahres 1529, als schon früh am Vormittag der gräfliche Schloß-Berwalter Konrad zu Pater Ildephons in's Zimmer trat, ihn herzlich grüßte und ihm sagte, daß er vom Truchsessien auf ein paar Tage der Dienstpflicht enthoben sei, und er diese Zeit dazu benütze, ihn zu besuchen und die Umgegend und das schöne Schuffenthal ein wenig kennen zu lernen. Ildephons war sehr erfreut, nach bald einem Jahr ihn wieder zu sehen, und sagte zu ihm: „Du kannst in unserem Kloster bleiben so lange Du willst, ich werde Dich dem Herrn Prälaten schon vorstellen; er hätte Dich ohnehin schon längst kennen lernen mögen. Ich kann leider Dir nicht immer meine Aufmerksamkeit schenken, denn als Professor bin ich jeden Tag einige Stunden mit meinen Studenten beschäftigt, jede freie Zeit jedoch werde ich bei Dir zubringen.“

Sie kamen dann bald auf die politischen und religiösen Zustände Deutschland's zu sprechen und auf die großen Fortschritte, welche die Lehre der Reformatoren machte.

„Aus unserer Heimath“, sagte Pater Ildephons, „kommen fortwährend traurige Nachrichten.“

„Ja, sehr traurige“, erwiderte Konrad; „es ist dort eben, wie überall: die Bauern sind durch Schaden nicht klug geworden, sie haben das Jahr 1525 wieder ganz vergessen.

Ich kann es meinem Truchseffen nicht verargen, wenn er sie mit aller Strenge behandelt.“

„Luther's neue Lehre“, sagte Aldephons, „hat ihnen die Köpfe ganz verrückt, oder vielmehr, sie ziehen den ganz richtigen Schluß: Wenn man der Kirche und der geistlichen Obrigkeit nicht mehr zu gehorchen hat, warum dann noch der weltlichen? Und von dieser Seite werden die Bauern, man kann es nicht leugnen, wirklich hart gedrückt. Aber mit Gewalt und mit Verübung aller möglichen Frevel sich die Freiheit verschaffen wollen, das geht nicht. Weist Du nichts Näheres von Pfarrer Manz in Ziegelbach? ich habe gehört, daß er seine Pfarrei heimlich verlassen habe.“

„Es ist leider wahr“, sagte der Verwalter. „Er konnte seine Bauern nicht mehr bändigen, ja war des Lebens nicht mehr sicher, und so ist er vor etwa drei Wochen in der Nacht heimlich davon geritten, und seitdem hat Niemand mehr Etwas von ihm gehört.“

„Das sind traurige Zustände“, sagte Aldephons, „welche gegenwärtig nicht nur in unserer Heimath, sondern überall herrschen! Da muß Gott nothwendig schwere Strafen und außerordentliche Züchtigungen über so ein Volk schicken, um es wieder zur Besinnung zu bringen.“

Diese kamen dann auch wirklich, aber erst 100 Jahre später; so lang ließ, wie ehemals bei der Sündfluth, Gott ihnen Zeit zur Bekehrung. Im 30jährigen Kriege wurde durch Mord, Hunger und Pest fast die ganze Bevölkerung hinweggerafft, und dann erst konnte Religion und Sittlichkeit wieder festen Fuß fassen. Nachdem Ziegelbach 35 Jahre (von 1628 bis 1663) keinen Pfarrer mehr gehabt, lernte es die Priester wieder schätzen und leistete ihnen willig Gehorsam und ist heutzutage eine brave Pfarrgemeinde.

Am folgenden Tage sagte Konrad zu Pater Aldephons, daß er gesonnen sei, am Nachmittage das nur anderthalb Stunden entfernte, nördlich von Weingarten gelegene Frauen-

Kloster Baidt zu besuchen; „eine unerklärliche Sehnsucht“, fügte er bei, „zieht mich nach jenem Gotteshaus, obgleich ich es noch nie gesehen habe.“

„Jenes Kloster“, sagte Aldephons, „hat in dem Aufstand entsetzlich viel gelitten; es wurde von den wüthenden Bauern fast ganz zerstört, und man kann sich denken, wie schlimm es dabei den Nonnen gegangen ist. Seit drei Jahren ist es aber wieder aufgebaut und fängt neu zu blühen an. Heute feiern jene Frauen, da sie dem Cistercienser-Orden angehören, gerade das Fest ihres eigentlichen Ordensstifters, des heiligen Bernhard.“

Dieß war dem Verwalter um so lieber; er machte sich daher nach Tisch auf den Weg, und zwar mit einer Empfehlung von dem Prälaten Gerwig Blaver an die dortige Reichs-Abtissin.

Freudig wanderte Konrad nun das reizende und obstreiche Schussenthal entlang, durch das schöne Dorf Baienfurt, dem neuerbauten Kloster Baidt zu, bei welchem er um 4 Uhr anlangte. Schon hörte er in der Kirche die Orgel ertönen, denn die feierliche Vesper, welche vom Beichtvater des Klosters gehalten wurde, hatte so eben begonnen. Konrad trat in die Kirche ein, in welcher eine größere Anzahl andächtiger Laien diesem Nachmittagsgottesdienste beiwohnte. Er konnte recht andächtig beten und war gerührt ob dem schönen und erhebenden Psalmengesang. Aber als dann am Schlusse das Salve Regina begann, welches von einer herrlichen Sopranstimme so schön und seelenvoll gesungen wurde, wie er in seinem Leben nie hatte singen hören, wurde er ganz entzückt und hingerissen, so daß, als die letzten Töne verklungen waren, und der Priester den Altar, und die Gläubigen schon die Kirche verlassen hatten, er immer noch in den Gesang vertieft dahniete. Er glaubte, eine Engelstimme vernommen, andererseits aber sie doch schon einmal gehört zu haben.

Jetzt kam der Mefner mit seinem Schlüsselbunde daher und mahnte ihn, die Kirche zu verlassen, indem er die Thüre schließen müsse. Konrad erhob sich schnell, konnte es aber doch nicht unterlassen, den Mefner zu fragen, wer die Sängerin sei, welche das Salve Regina gar so schön gesungen habe.

„Es ist“, sagte der freundliche und geschwätzige Mann, „eine junge Klosterfrau, und zwar eine vornehme; und auch ihre Mutter ist bei uns im Orden. Sie sollen, wie ich gehört habe, von Ziegelbach sein.“

„Was? von Ziegelbach? und vornehm?“ rief Konrad im höchsten Staunen aus. „Wie lange sind sie denn schon im Kloster?“

„Ein paar Jahre“, antwortete der Kirchendiener; „seit nämlich das Kloster, welches von den lumpigen Bauern zerstört worden, wieder aufgebaut ist.“

„Sonderbar! ich bin noch kein ganzes Jahr von Ziegelbach fort und doch weiß ich Niemanden, der in den letzten Jahren in's Kloster eingetreten ist“, sprach Konrad, dem die Sache, ich weiß nicht, soll ich sagen, immer unbegreiflicher, oder immer klarer wurde. „Im Kloster“, fuhr er fort, „muß ich Genaueres erfahren. Ich danke Euch für diese Nachricht.“

Eilig verfügte er sich nun an die Klosterpforte und sagte, daß er mit der Abtissin zu reden wünsche, er habe von Gerwig, dem Reichsprälaten von Weingarten, Aufträge und Empfehlungen an sie. Sogleich wurde er zu ihr geführt und recht freundlich empfangen. Nachdem er die Empfehlung ausgerichtet und der Aufträge, welche Abt Gerwig ihm nebenbei mitgegeben, sich entledigt hatte, sagte er: „Ehrwürdige Frau Reichs-Abtissin! ich nehme mir die Freiheit, Euch in einer mir sehr am Herzen liegenden Sache um gefälligen Aufschluß zu bitten. Ich habe so eben vernommen, daß in Euerem Kloster zwei Nonnen, eine Mutter und ihre Tochter, sich befinden, die von Ziegelbach sein sollen.“

„Ja, diese sind in meinem Kloster“, sagte die Abtissin; „aber sie sind eigentlich nicht von Ziegelbach selbst, sondern sie waren nur Angehörige jener Pfarrei.“

„Sind es“, rief Konrad hastig, „etwa gar . . . ? Nein, eine solche Hoffnung darf ich nicht hegen!“

„Es sind“, sagte die Abtissin, „Frau und Tochter des gefallenen Ritters Braunhold von Krattenburg.“

„Ist's möglich?!“ rief Konrad ganz erstaunt und entzückt; „sie leben noch? und Jahre lang hab' ich sie als todt betrauert! O gnädige Frau, verzeihet, wenn ich in Euerer Gegenwart vor Freude weinen muß! Ich wurde in jener ausgezeichneten Familie gleichsam aufgezogen, wurde fast wie ein Sohn betrachtet und habe ihr meine Bildung zu verdanken; und so könnt Ihr euch denken, welch ein Schmerz mich ergriff, als in jener schrecklichen Nacht, in der das Schloß niedergebrannt, der Ritter und auch mein Vater getödtet wurden, Frau Adalgundis und ihre Tochter Emma spurlos verschwunden waren.“

„Ich begreife Euern damaligen Schmerz, Herr Schloß-Verwalter, sehr gut“, sagte die Abtissin, „und nehme eben so innigen Antheil an Euerer Freude, sie jetzt wiederzufinden.“

„Gestattet Ihr, gnädige Frau Reichs-Abtissin, daß ich sie sehen und sprechen darf, obgleich ich auf ein solches Wiedersehen noch gar nicht gefaßt bin?“

„Ja, das dürft Ihr“, erwiderte die Abtissin; „in einer Stunde kommt Ihr in's Sprechzimmer, und unterdessen werde ich die beiden Frauen auf dieses freudige Wiedersehen selbst ein wenig vorzubereiten suchen. Ihr bleibt jedenfalls in unserem Kloster über Nacht; in der Wohnung unseres hochwürdigen Reichtvaters wird für Euch alsbald ein Zimmer hergerichtet.“

Es war noch lange keine Stunde verflossen, als der Verwalter schon voll Erwartung und Aufregung im Sprechzimmer auf und ab ging, mit Sehnsucht und Bangen dem

Augenblicke entgegensehend, in welchem er die so innig geliebten, die so lange vermißten, die so schmerzlich beweinten Frauen wieder erblicken sollte.

Jetzt traten sie ein. Die Seligkeit des Wiedersehens und die Freudenthränen zu beschreiben, unterlasse ich, denn da reichen Worte nicht aus, das muß empfunden und mitgeföhlt werden. — Jetzt erst erfuhr Konrad von den Frauen, daß auch sie ihn für todt gehalten, daß besonders Emma ihn seither, fast wie ihren eigenen Vater, betrauert habe.

„Wie seid Ihr denn gerettet worden?“ fragte Konrad, „und wie kam es, daß man gar nicht wußte, wo Ihr hine gekommen seid?“

Emma sprach: „Gott hat uns beinahe auf eine wunderbare Weise dem Tod entrißen; die Mutter soll es Dir erzählen, ich kann vor Freude, daß Du noch am Leben bist, nicht reden.“

Die Mutter erzählte nun Folgendes: „Während der Bestürmung unserer Burg hatten wir uns in den festen Thurm zurückgezogen. Als dann aber die Bauern den Befestigungswall schon erstiegen und uns ein Diener die schreckliche Nachricht brachte, daß mein Gemahl gefallen, und auch Du, kaum angekommen, getödtet seien, mußten wir auf unsere Flucht denken, konnten aber vor Schrecken und Verwirrung zu keinem schnellen Entschlusse kommen. Jetzt stürzte ein Mann, mit der Streit=Art in der Hand, zu uns herein. Wir glaubten, er wolle uns ermorden und flehten ihn um Schonung an. Er aber sagte: „Ich thu' Euch Nichts zu Leid, ich bin vielmehr gekommen, Euch zu retten. Ich bin Derjenige, welcher, wie Ihr werdet erfahren haben, unlängst den Pfarrer Penthaler dem Verderben überliefern wollte. Ich sah aber meine Schlechtigkeit ein und bat ihn um Verzeihung; und er trug mir zur Sühne auf, ein Menschenleben, wenn ich Gelegenheit habe, zu retten; und nun will ich zwei retten, wenn's mir glückt. Also nur schnell, daß Schloß

brennt schon!“ Wir schenkten ihm Vertrauen; doch, weil die Burg rings von Feinden umgeben war, mußte er uns durch den heimlichen Gang führen, der weit unten am Berg in's Freie führte. Kaum waren wir aber in dieses hinausgekommen, stießen wir gleich auf einen Bauern, der uns aufhalten wollte; doch unser Führer schlug ihn ohne weitere Umstände mit seiner Art zu Boden, und eilte dann mit uns, so schnell er konnte, dem Thale zu, um bald weit von der Burg wegzukommen, deren Flammen immer höher emporloderten und die Gegend erhellten und somit uns den Feinden hätten verrathen können. Erst als wir etwas sicherer waren, fragte uns der Führer, wohin wir gebracht zu werden wünschen. Ich bat ihn, uns nach Waldsee, in das dortige Kloster der Franziskanerinnen bringen zu wollen, wo ich eine nahe Verwandte hatte, und wohin wir ein paar Tage vorher unser Vermögen in Sicherheit gebracht hatten. Auf unserer Flucht vermieden wir die Straße sorgfältig, um nicht entdeckt und angehalten zu werden, und gingen in aller Stille über die Felder dahin. Bevor wir bei Heidgau über den Berg stiegen, blickten wir zum letztenmal nach unserer brennenden Burg zurück und nahmen weinend auf immer von ihr Abschied.“

„Auch Dein väterliches Haus, lieber Konrad“, sagte Emma, „glaubten wir in Brand zu sehen; ist Deine Heimat wirklich abgebrannt?“

„Ja, meine Lieben!“ sagte der Schloßverwalter; „ich sollte in jener Nacht, wie Ihr, Alles verlieren.“

„Wir kamen“, fuhr Adelgundis fort, „glücklich in Waldsee und in unserer Zufluchtsstätte an, wo wir auch freundliche und theilnehmende Aufnahme fanden und lange wohnen durften. Da wir aber dort doch nicht für immer bleiben konnten, so entschlossen wir uns, in dem wieder hergestellten Kloster Baidt um Aufnahme zu bitten; wir erhielten sie und sind nun recht glücklich und zufrieden.“

Hierauf erzählte der Verwalter auch seine Erlebnisse: seinen gefährlichen Gang nach Günzburg, die Schrecken jener unheilvollen Nacht, seine verzweiflungsvolle Lage, seine jahrelange Trauer um die Verlorenen und dann endlich die glückliche Wendung seines Schicksals durch des Freundes Vermittlung. „Aber jetzt erst“, sagte er am Schluß, „ist der Schmerz, welcher auch im Glücke mich quälte, aus meiner Seele gewichen, da ich Euch wieder gefunden habe. Ja, Emma!“ sagte er nun mit freudiger Rührung, „Gott hat es so gewollt: Der Stand hat uns geschieden, das Mißgeschick hat uns getrennt, und erst der Himmel wird uns miteinander vereinigen, und bis dorthin will ich ohne Lebensgefährtin, nur Gott und meinem Freund und Deinem Andenken meine Liebe schenken.

Am folgenden Tage konnte Konrad Mutter und Tochter, Eunomia und Cäcilia, wie sie jetzt hießen, noch einmal sehen, und er mußte versprechen, alle Jahre sie einmal zu besuchen.

„Ja“, sagte Konrad, „das werde ich, und zwar soll es, wenn möglich, jedesmal am 20. August geschehen, am Feste des heiligen Bernhard, an welchem Tag ich Euch, die todt Beglaubten, wieder gefunden habe.“

Freudig kehrte der Schloßverwalter nun nach Weingarten zurück, um dem Freunde diese unerwartete Nachricht zu bringen und ihm sein seliges Entzücken, das für sein Herz allein zu groß war, mitzutheilen. Noch zwei Tage blieb er bei Pater Aldephons und dessen Eltern, welche letztere über diesen Besuch und die überraschende Nachricht sich nicht wenig freuten, und dann begab er sich wieder heim in die romantische Waldburg.

## 23. Aus dem späteren Leben.

Vom Felsen herab, in wilden Sprüngen,  
Der Waldbach sich stürzt mit heißem Muth;  
Doch jetzt ist's vorbei mit seinem Ringen,  
Er schleicht durch das Thal mit kaltem Blut.



So, wie ein Gebirgsbach, so lange er schäumend sich durch die Felsen windet und Wasserfälle bildet, wohl die Gegend verschönert und von manchem Naturfreunde bewundert wird, doch wenig Nutzen schafft, später aber, wenn er einmal die Ebene erreicht hat, ruhig und ziemlich unbeachtet dahinfließt, aber Wiesen bewässert, Mühlen treibt und Segen verbreitet; so verhielt es sich auch mit dem Leben unserer zwei Freunde, bei denen die romantische Zeit des Kampfens und Ringens und Strebens jetzt vorüber war, und nun die Zeit des ruhigen Wirkens und der interesselosen Alltäglichkeit begonnen hatte. Und so wollen wir, nur noch Weniges erwähnend, zum Schlusse eilen.

Mehrere Jahre waren seit jenem freudigen Wiedersehen in das Meer der Vergangenheit geflossen, als Verwalter Konrad auf's neue wieder in Pater Ildephons drang, mit ihm eine Reise an den Bodensee zu machen, den er von seines Schlosses Rinne aus in weiter Ferne immer vor Augen hatte. Endlich wurde ein Tag zur Abreise festgesetzt, und dann auch mit dem Vorhaben Ernst gemacht.

Es war ein herrlicher Morgen des Vorsommers, als sie mit einander Weingarten verließen und auf der schönen, durch lauter Obstgärten sich hinziehenden Straße der thurmreichen Reichsstadt Ravensburg zuwanderten. Und von dort ging's weiter durch diesen schönen und gesegneten Theil Schwaben's, der fast einem ununterbrochenen Garten gleicht. Zwei Studenten, die an einem reizend schönen Morgen mit einander ihre Ferienreise antreten, können nicht heiterer und vergnügter gestimmt sein, als unsere beiden Freunde es heute waren.

„Nicht wahr, mein Konrad“, sagte Pater Aldephons, „ein großer Unterschied zwischen dem heutigen Morgen und jener Schreckensnacht? Ein noch viel größerer Unterschied wird jenseits sein zwischen dem Zustande der Seligen und der Verworfenen und zwar auf ewig! Wir wollen daher zu den Ersteren zu gelangen, heute jedoch die Schönheit der Natur ungestört zu genießen suchen!“

So wanderten sie also fort, der Gegend zu, wo heut zu Tage Friedrichshafen steht; denn dort war das reizend am See gelegene Kloster Hofen, ein Priorat der Abtei Weingarten, gegenwärtig die Sommer-Residenz des Königs von Württemberg.

Schon Mittags langten die beiden rüstigen Fußgänger in Hofen an und standen nun vor der herrlichen, vor der ungeheuren Wasserfläche, über welche die paradiesischen Höhen der Schweiz und der mächtige Säntis so einladend herüberschauten. Im Kloster wurde Pater Aldephons von seinen Mitbrüdern, wie es sich von selbst versteht, auf's herzlichste empfangen, und nicht weniger sein Begleiter und Freund Konrad.

Wie entzückend fanden sie die Fernsicht, welche vom obersten Stocke des Klosters aus sich ihnen darbot! Wie viele schöne Ortschaften und merkwürdige Punkte erblickten sie hier, welche ein der Gegend sehr kundiger Pater ihnen zeigte! Nordschach, Romanshorn, die große Stadt Constanz mit ihrem gewal-

tigen Münsterthurme, die Bergfestung Hohentwiel, das romantische Meersburg, Langenargen mit dem Schlosse Montfort, die Inselstadt Lindau und ganz oben am Ende des Sees Bregenz, und in Mitte dieses Kranzes so schöner Ortschaften und Städte der unermessliche Wasserspiegel!

Sie blieben ein paar Tage im Kloster Hofen und machten von hier aus verschiedene Spaziergänge und Wasserfahrten, an einem besonders schönen Tage auch einen Ausflug nach Bregenz. Dort bestiegen sie, da gerade ein recht heller und günstiger Tag war, den Gebhardsberg und genossen von dessen Felsengipfel aus jene wundervolle Aussicht, von der ein Dichter unserer Tage (Castelli) begeistert singt:

„Wer dieß geseh'n, kann unbekümmert sterben,  
Für's Auge hat er nichts mehr zu erwerben.“

Nachdem sie lange in diesem beneidenswerthen Genusse geschwelgt, und das Bergschloß Hohenbregenz, das auf dem nämlichen Berge lag, 100 Jahre später aber, nämlich im Jahre 1647 von den Schweden, diesen Verwüsthern Deutschland's, in die Luft gesprengt wurde, besichtigt hatten; verließen sie den Berg und wandelten dem Kloster Mehrerau zu, welches damals den Benedictinern gehörte. Hier, bei diesen lieben Mitbrüdern, wurde übernachtet und dann in alle Früh wieder abgereist.

Als sie nach Bregenz zurückkamen, wurde gerade ein Verurtheilter auf den Hinrichtungsplatz hinausgeführt, und da der Zug nahe an ihnen vorbei kam, erkannten sie zu ihrem größten Entsetze den Müllerhans, der auch in der Seegegend Umtriebe gemacht hatte, von Grafen Montfort aber gefangen genommen und zum Tode verurtheilt wurde. Verwalter Konrad wollte die Hinrichtung mit ansehen, Pater Ildephons ging unterdessen in die Pfarrkirche, um für den Unglücklichen, von dem er ehemals viele Kränkungen erlitten, zu beten; aber sein Gebet war fruchtlos. Denn als Konrad vom Richtplatz zurückkam, berichtete er, daß Müllerhans

ganz unbußfertig gestorben sei. — Abends landeten sie in Hofen, und am folgenden Tage wanderten sie wieder der Heimath zu.

Joseph's Eltern lebten noch lange und vergnügt in ihres Sohnes Nähe und erreichten im besten Wohlsein ein hohes Alter, besonders der Vater, welcher erst 11 Jahre nach der Mutter starb. Auch die ehemalige Rittersfrau Adelgundis von Krattenburg, die spätere Nonne Eunomia, war schon heimgegangen, Vater Ildephons aber und Schloßverwalter Konrad kamen jährlich zum Bernhardusfeste nach Baintd und sprachen mit der frommen Frau Cäcilia dann gern von der Heimath und der Jugendzeit.

Vater Ildephons lebte in seinem Kloster ganz den Ordenspflichten und der Wissenschaft und unterrichtete die Studirenden nicht nur in den alten und neuen Sprachen und in der Naturkenntniß, sondern auch im Gesange; denn auch hierin hatte er es noch so weit gebracht, daß, als im Jahre 1547 das 500 jährige Bestehen des Klosters großartig gefeiert wurde, er die Festcantate und ein Singspiel, betitelt: „Welf II. oder die Stiftung des Klosters Weingarten“ dichtete, in Musik setzte und bei der Aufführung selbst dirimirte. Da dieses Stück allgemein ansprach, besonders aber dem Abte Gerwig ausnehmend gefiel, wurde Vater Ildephons zu einem zweiten ähnlichen Versuche aufgemuntert, und er dichtete und componirte auf den Blutfreitag des folgenden Jahres, das Hauptfest dieses Klosters, zu welchem jetzt noch jährlich zahllose Wallfahrer zusammenströmen, ein neues Singspiel, das „Longinus oder das heilige Blut des Erlösers“ betitelt war und nicht weniger gefiel, als jenes erste Stück.

Im Herbste des Jahres 1548 erhielt Schloßverwalter Konrad von Vater Ildephons einen Brief folgenden Inhaltes:  
Liebster Freund!

Soeben von Einsiedeln zurückgekehrt, kann ich es nicht unterlassen, Dir mitzutheilen, welches Glück und welche Ehre

im dortigen Gotteshause mir widerfahren ist. Denn ich weiß, daß, seit meine Eltern todt sind, an Dem, was mir Freudiges oder Trauriges begegnet, Niemand so innigen Antheil nimmt, als Du. Nun so wisse! Ich hatte das Glück, den 14. September, am hohen Feste der „Engelweihe“ in der heiligen Kapelle um 4 Uhr in der Früh bei herrlicher Illumination der Kirche und unter erhebender Musik das Hochamt zu halten, eine Auszeichnung, welche bisher fast nie einem Anderen, als einem kirchlichen Würdeträger, einem Abte oder Bischofe, zu Theil geworden. Wie war mir, als ich vor Jahren in diesem Heiligthume eine stille Messe lesen durfte zu Muth! und jetzt erst, als wir in feierlichem Zuge in dem herrlich erleuchteten Tempel durch die Tausende von Andächtigen aus verschiedenen Ländern vom Hoch-Altare aus zur heiligen Kapelle gingen und in dieses von Gold und Lichtern strahlende Heiligthum eintraten! Es kam mir da der Gedanke: So ungefähr muß es der auserwählten Seele sein, wenn sie zum erstenmal den Himmel betritt. Ferner dachte ich während der heiligen Handlung: Ist es Wirklichkeit? ist es möglich, daß unter so vielen Tausenden von Gläubigen, unter Hunderten von Priestern, die hier versammelt sind, ich in dieser Stunde die Hauptperson bin, ich der Elendeste und Unwürdigste von Allen? Auf meine Worte hin, die ich bei der heiligen Wandlung spreche, fallen Alle auf die Kniee, und vom Freiherrnberge aus donnern die Geschütze! Wie anders, als vor 29 Jahren, wo ich, bei meinem Gesuche um Aufnahme abgewiesen, in einer dunkeln Ecke hinten in der Kirche meinen Schmerz ausweinte! So, lieber Freund, werden wir auch einst in des Himmels Seligkeit auf die Kämpfe und Leiden dieser Erde in freudiger Wonne zurückblicken. Lebe wohl!

Alle Jahre besuchte Pater Ildephons seinen Konrad auf der so herrlich gelegenen Waldburg, wo dieser wegen seiner Treue und Umsicht und wegen seiner allseitigen Tüchtigkeit

beim Truchfessen in hohen Gnaden stand und fortwährend zu Rath gezogen wurde. Wenn dann die beiden Freunde an einem schönen Tage auf der Zinne des Schlosses standen und in weiter Ferne den Krattenberg mit seiner Ruine ein wenig unterscheiden konnten; dann sprachen sie gern und mit freudiger Rührung von ihren Knaben- und Jünglingsjahren und von der lieben Heimath, erinnerten sich dabei aber auch immer an „die Zigeunerhütte am Rohrsee.“



# Inhalts-Verzeichniss.

---

|                                            | Seite |
|--------------------------------------------|-------|
| 1. Eine Rittersfamilie. . . . .            | 1     |
| 2. Am Fuße des Berges. . . . .             | 5     |
| 3. „Die alte Hexe.“ . . . .                | 12    |
| 4. Ein eigener Knabe. . . . .              | 17    |
| 5. Der Hirte und seine Gönnerin. . . . .   | 23    |
| 6. Die beiden Freunde. . . . .             | 31    |
| 7. Gemeinsame Jugendfreuden. . . . .       | 35    |
| 8. Ohne Erfolg. . . . .                    | 43    |
| 9. Eine andere Zeit bricht an. . . . .     | 50    |
| 10. Eine Gewaltthat. . . . .               | 57    |
| 11. Endlich ein Schritt vorwärts. . . . .  | 65    |
| 12. Der Abschied. . . . .                  | 72    |
| 13. Das Gewitter ist im Anzug. . . . .     | 77    |
| 14. Ein Krankenbesuch. . . . .             | 82    |
| 15. Der Eilbote. . . . .                   | 88    |
| 16. Der Fall der Krattenburg. . . . .      | 97    |
| 17. Eine verzweiflungsvolle Lage. . . . .  | 104   |
| 18. Der Ordensmann. . . . .                | 111   |
| 19. Große Gewalt wird niemals alt. . . . . | 117   |
| 20. Der Besuch. . . . .                    | 122   |
| 21. Neues Aufleben. . . . .                | 128   |
| 22. Wiederssehen. . . . .                  | 134   |
| 23. Aus dem späteren Leben. . . . .        | 142   |

---

